Reichs-Elternwarte

Die Zeitschrift des deutschen Elternhauses

Herausgegeben von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

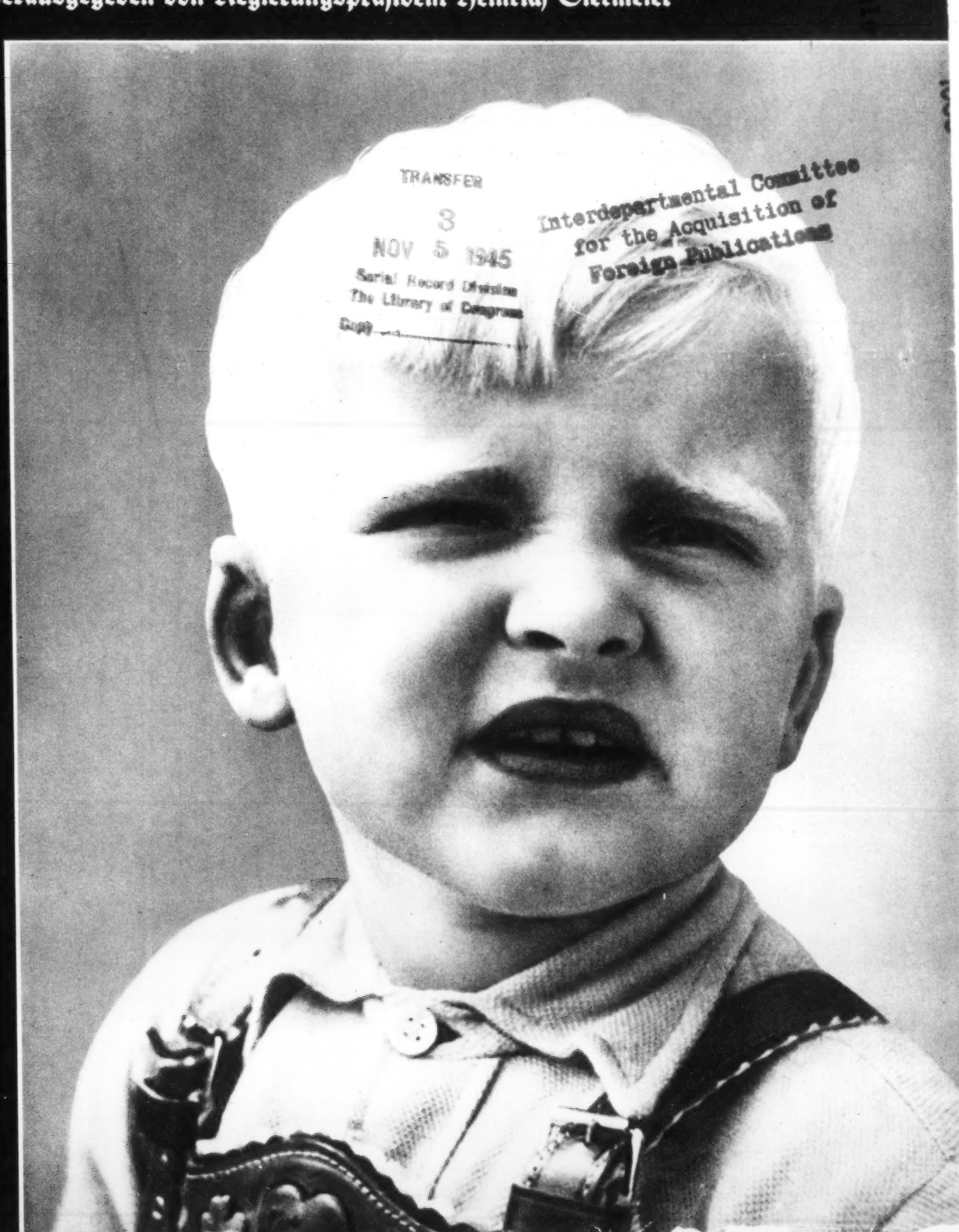
eft 22 1940

Erscheint vierzehntäglich

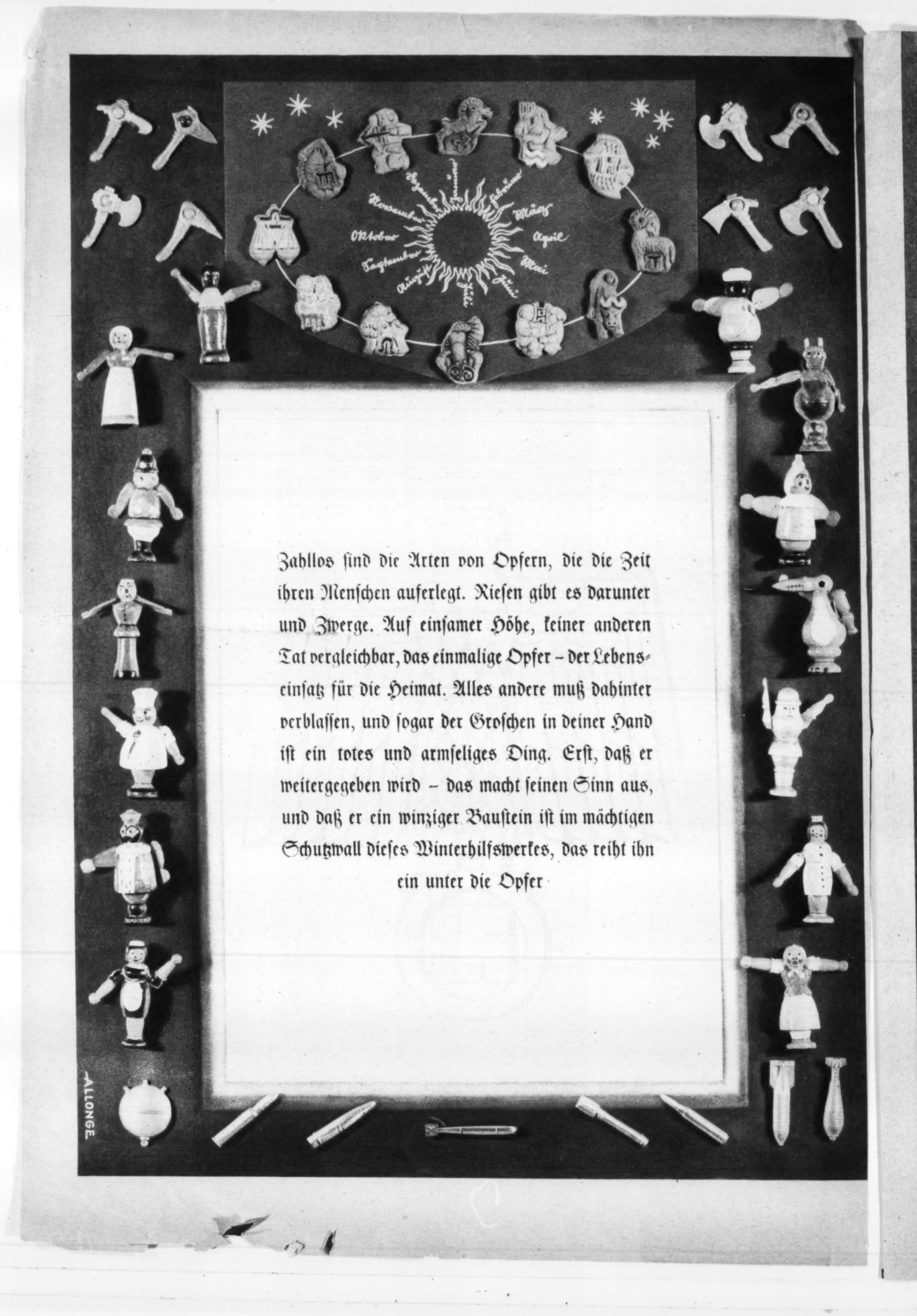
★

Postort Berlin

Heftpreis 25 Rpfg.



ufnahme:
. H. Weskamp


Zahllos sind die Arten von Opfern, die die Zeit ihren Menschen auferlegt. Riesen gibt es darunter und Zwerge. Auf einsamer Höhe, keiner anderen Tat vergleichbar, das einmalige Opfer – der Lebenseinsatz für die Heimat. Alles andere muß dahinter verblassen, und sogar der Groschen in deiner Hand ist ein totes und armseliges Ding. Erst, daß er weitergegeben wird – das macht seinen Sinn aus, und daß er ein winziger Baustein ist im mächtigen Schutzwall dieses Winterhilfswerkes, das reiht ihn ein unter die Opfer
ALLONGE

Heft 22 1940

Inhalts-Übersicht

Reichs-Elternwarte

Die Zeitschrift des deutschen Elternhauses
Herausgegeben von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier



Hinrich Pundsack



Die Eier sind nahezu ausgebrütet, in jedem von ihnen beginnt sich das Leben zu regen . . .



Wenige Stunden noch, dann werden sich hier viele piepsende Wattebällchen tummeln . . .

Das Wunder

Vor zwei Jahren ging durch die Kinos der deutschen Großstädte — leider nicht auch der mittleren und kleineren Städte — ein wunderbarer ungarischer Film, der das Leben des magyarischen Pferdehirten (csikos) zum Thema hatte. Einer der stärksten Eindrücke dieses Films war die Aufnahme der Geburt eines Füllens auf freier Steppe: von dem Augenblicke an, da die hochtragende Stute sich ächzend zu Boden legt, bis zu dem, wo das noch tapsige und ungelenke Neugeborene seine ersten Steh- und Gehversuche macht. Bei jeder Aufführung des Films (ich habe mehrere gesehen) war an dieser Stelle feierliches Schweigen im Zuschauerraum. Und doch war ich mir klar darüber, daß man wenige Jahre früher die Vorführung einer solchen Szene nicht hätte wagen können, ohne daß irgendeine alte Tante oder ein anderes eingetrocknetes Gemüt „Pfui!" gerufen hätte.

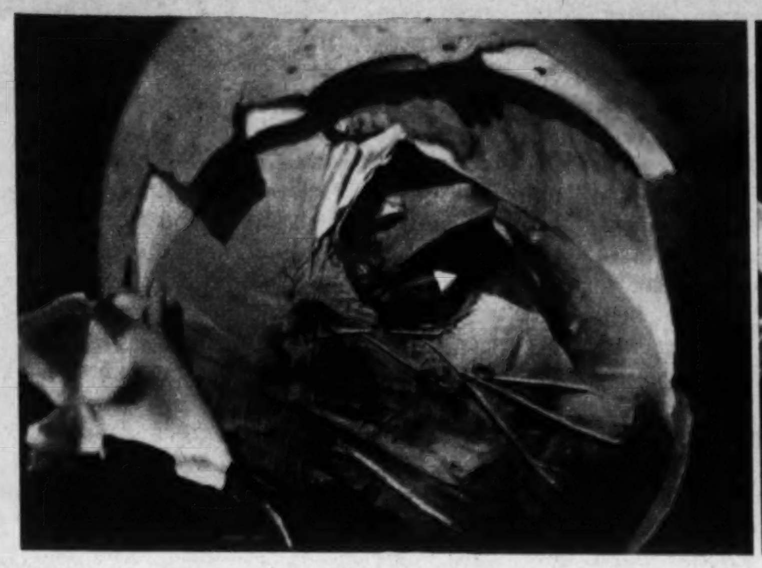
Wir haben ein neues Körpergefühl, ein neues Lebensgefühl bekommen, und damit auch eine neue und natürlichere Beziehung zu dem Wunder des Lebens. (Es ist am Leben ja eigentlich alles wunderbar, aber die Entstehung neuen Lebens doch am wunderbarsten und ergreifendsten; so daß wir unter dem „Wunder des Werdens" gewöhnlich alles das verstehen, was zwischen Zeugung und Geburt den Beginn eines neuen, jungen Lebewesens uns anzeigt.) Dieses neue Lebens- und Körpergefühl, das seit der Jahrhundertwende immer kräftiger und deutlicher, in der Jugendbewegung, in den Leibesübungen, in der vertieften Gesundheitspflege, in einer neuen Hinwendung zur Natur erkennbar war, ist von der großen Volksbewegung des deutschen Nationalsozialismus bewußt und kräftig gefördert, nach der Machtergreifung von 1933 auch staatlich stark unterstützt worden. Der gesunde menschliche Körper genießt heute im Werktags- und im Sonntagsleben des Volkes, in seinem eigenen Dasein wie in seiner Kunst, wieder ein Ansehen, wie er es seit den Tagen der Griechen nur selten hatte. Kinderreichtum ist wieder eine Ehre der Familie und nicht etwas, worauf man ein wenig verächtlich, ein wenig schämig und verlegen herabsieht. Biologie, als die wissenschaftliche Lehre vom Leben, ist eine der Grundlagen unserer neuen Volksbildung. Aber auch dem Tier, der Pflanze als den „Geschwistern im Lebendigen" wird ein neues Interesse, ein neuer Respekt zu-

Immer heftiger zappelt es, um die letzte Hülle los zu werden, um frei zu sein . . .



Erschöpft legt es eine kleine Kampfpause ein, um neue Kräfte zu sammeln . . .







Aufnahmen: Gnilka-Schröder

Mit dem Zutritt der Luft dehnt sich das Kücken und sprengt die „Schollen" ab . . .

Der Flügel ist schon frei, aber rastlos arbeitet der ganze Körper der Sonne entgegen . . .

das Wunder des

teil, der in den Tier- und Pflanzenschutzgesetzen des nationalsozialistischen Deutschland seinen Ausdruck gefunden hat. Zugegeben, daß es auch heute, auch bei uns noch alte Jungfern und lederne Seelen, daß es noch immer Mucker und Schnüffler gibt, die diese Befreiung des Leibesgefühls, diese neuerwachende Lebensfreude mißtrauisch und grämlich betrachten: die tatsächliche Macht dieser Leute von vorgestern ist doch stark im Abnehmen, und im Grunde haben sie schon heute nichts mehr zu sagen, wenn wir nur nicht nach ihnen hinhören.

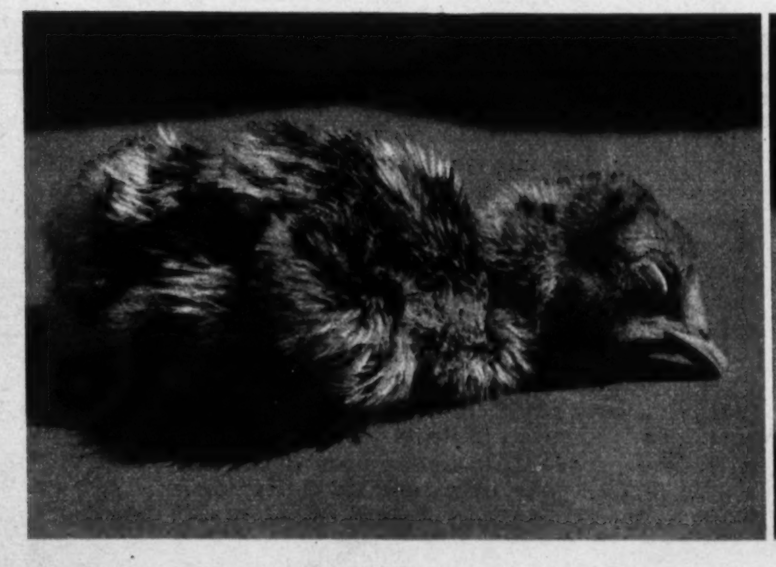
Wie ist es nun aber mit jenen neugierigen Fragen der Kinder nach dem Wunder des Werdens? Machen sie uns Erwachsenen, die wir jenes neue starke Lebensgefühl freudig bejahen, auch kein Kopfzerbrechen mehr? Wir wollen nicht lügen und ruhig bekennen, daß die Frage der „geschlechtlichen Aufklärung" unserer Kinder für die allerallermeisten von uns noch immer mit recht peinlichen und unbequemen Gefühlen verbunden ist. Ja, vielleicht sind wir oft genug in einer noch peinlicheren Lage als unsere lieben Eltern es in diesem Punkte einmal waren: weil wir heute ja weder auf das alte Storchenmärchen und ähnliche dumme Späße ausweichen können (unsere biologisch geschulten Kinder würden uns den Schwindel kaum glauben!), und weil wir ja auch nicht gedankenlos schweigen dürfen und, nach jenem andern albernen Vogel-Rezept, den Kopf in den Sand stecken. Wir verantwortungsbewußten Erzieher von heutzutage haben es so oft und immer gehört, bis wir es endlich gelernt und verstanden haben: wir dürfen das Kind nicht anbrüllen, wenn es unbequeme Fragen stellt, wir dürfen ihm nicht den Mund verbieten und es nicht einmal „auf später" vertrösten. Wir müssen unter allen Umständen und Auge in Auge antworten. Warum macht uns das solche Schwierigkeiten, wenn es sich um das große Wunder des Werdens, unseres eigenen Lebens, nämlich um die Menschwerdung, dreht und nicht um irgendeine uns sehr ferne liegende Sache, von der wir gar nichts verstehen?

Es wäre alles ganz natürlich und einfach, wenn das neue Lebensgefühl, zu dem wir uns bekennen, schon sozusagen auf den Grund unserer Seele gedrungen wäre und dort die alten Wunden unserer eigenen Erziehung hätte heilen können. Wir sind aber alle in einer

Jetzt ist es gelungen, in der wärmenden Sonne richtet sich der weiche Flaum auf . . .



Neugierig schaut es in die Welt, um mit wackligen Beinchen zur Mutter zu eilen





Zeit groß geworden, in der man von geschlechtlichen Dingen in anständiger Gesellschaft überhaupt nicht, nicht einmal von ferne, sprechen durfte, wohingegen man „im kleinen Kreise“ darüber recht viel und mit allerhand vielsagenden Andeutungen sprach. Es ist ja noch gar nicht so lange her, da durfte man „anstandshalber“, wenigstens wenn Frauen dabei waren, nicht von „Beinen“ und nicht von „Hosen“ reden, ohne daß da jemand sehr rot wurde oder verstohlen zu kichern begann. *Das* haben wir nun überwunden. Und das andere, dieses unangenehme Gefühl, wenn unsere Kinder uns nach geschlechtlichen Dingen fragen, werden wir auch überwinden. Wir müssen uns nur Mühe geben.

Um dies nochmals und mit allem nachdrücklichen Ernst zu sagen: lügen und Ausreden machen dürfen wir nicht. Denn unsere Kinder fragen uns ganz ernst, ganz vertrauensvoll; gar nicht aus Spaß an geschlechtlichen Dingen, auch nicht, um uns in Verlegenheit zu bringen — wenigstens nicht, solange wir sie durch falsche Antworten und verlegene Vertröstungen nicht verdorben haben. Zunächst fragen sie mit ebenderselben kindlichen Sachlichkeit, mit der sie bei anderer Gelegenheit nach dem Funktionieren eines Motors, nach der Ursache und Wirkung des Feuers oder nach dem guten Monde fragen. Und sie erwarten von uns ebenso sachliche Antwort. Wenn wir sie durch Ausreden, durch Verlegenheit, durch Lügen enttäuschen, fügen wir ihnen dieselben Wunden zu, an denen wir aus unserer Kinderzeit noch immer mehr oder minder leiden: sie werden an uns, an unserer Glaubwürdigkeit, an unserer Zuverlässigkeit irre, und außerdem bekommen sie noch die ganz falsche Vorstellung, hier sei eine besonders „interessante“, von den „Großen“ als ihr eigenes Gebiet gehütete Heimlichkeit verborgen. Wohlverstanden: kein *Geheimnis*, das man achten, sondern eine *Heimlichkeit*, hinter die man kommen muß! Wir erreichen also mit unserem falschen Verhalten genau das Gegenteil von dem, was wir möchten: wir lenken die Kinder nicht ab, wir lenken sie vielmehr hin, nur zu recht bedenklichen und nicht immer sehr sauberen Schleichwegen ihres ungestillten Wissensdranges! — Endlich sollten wir uns immer auch vor Augen halten, daß wir mit unsern Kindern ja nicht allein auf der Welt sind. Wir wissen niemals, was das Kind schon weiß, wenn es fragt. Es fragt vielleicht uns, den Vater, die Mutter, um dieses sein „Wissen“ zu prüfen; wenn wir lügen und das Kind enttäuschen, wenn wir damit sein Vertrauen verlieren, dann hat es — *uns* geprüft und wir sind bei dieser Prüfung elend durchgefallen!

Was also tun? Das Kind zeigt uns selbst den Weg. Wir können die uns peinliche Stunde der „Aufklärung“ ganz vermeiden, wenn wir es gar nicht dazu kommen lassen und dem Kinde jede Frage — schon jede vorbereitende! — grundsätzlich beantworten. Ohne Verlegenheit, aber bitte auch ohne Feierlichkeit, sondern ganz sachlich, genau so, als wenn das Kind nach dem Feuer, nach dem Wasser, nach Sonne und Mond fragt. Je grundsätzlicher wir von früh auf antworten, desto seltener werden wir in Verlegenheit kommen. Denn das Kind fragt ja gar nicht alles auf einmal. Deshalb ist es ebenso falsch, ihm in mißverstandenem Eifer zuviel zu antworten und ihm „kleine Vorträge“ zu halten, die es gar nicht hören will. Der Erwachsene soll sich überhaupt nicht erst einen Ruck geben, sich in Positur setzen und dann sagen: Nun paß auf, ich will dir eine Geschichte erzählen! Schon falsch! Er soll *antworten* auf das, was das Kind gefragt hat, *nicht erzählen*, sonst lügt er um die dem Kinde wichtige Frage herum. Er soll auch keine „Symbole“ und Bilder brauchen, denn das Kind will reale Tatsachen; das Kind ist ja, solange es nicht verborgen ist, viel nüchterner als der Erwachsene. Uebrigens — „Er“: in den meisten Fällen wird die *Mutter*, nicht der Vater befragt werden. Und die Mutter ist für diese erste Fragebeantwortung auch am geeignetsten. Sie ist dem großen Geheimnis des Lebens nahe, ja selbst ein Teil davon gewesen, als sie sich darauf freute, Mutter zu werden, als sie das Kind zur Welt brachte: warum sollte sie dieses Wunder, das ihr selber widerfuhr, jetzt dem fragenden Kinde gegenüber verleugnen? Die Frau, die sich ihres Leibes nicht schämt, die sich auch nicht schämt, sondern stolz darauf ist, Mutter zu sein, sie wird auch die richtige Antwort finden, wenn ihr Kind sie, die Wissende, nach dem Wunder des Werdens fragt.

Das erste Zeugnis

Es ist zumeist ein gewichtiger Tag, an dem nach sechsmonatlicher Schulzeit das erste Zeugnis in das Elternhaus kommt. Gewichtig ist dieser Tag für die Eltern, denn für sie ist dieses erste Zeugnis gleichsam ein Rechenschaftsbericht. Hinter den Noten in den einzelnen Fächern suchen sie — und mit Recht — die Bestätigung der Bewährung ihres Kindes. Gewichtig ist dieser Tag natürlich auch für die Kinder selber, denn unter Umständen erwächst aus dem ersten Zeugnis eine inhaltsreiche „Rücksprache“ mit den Eltern.

Gerade im ersten Schuljahr finden die Eltern den Weg zu dem Lehrer ihres Kindes noch häufiger und leichter als in den späteren Jahren. Und gerade im ersten Halbjahr stellen die Eltern immer wieder die bedeutsame Frage: Wie macht sich denn mein Kind? Diese Frage wünscht die Antwort so umfassend, daß die Leistungen des Kindes nicht nur in den einzelnen Fächern vom Lehrer gewürdigt werden, sondern daß darüber hinausgehend die *gesamte* Haltung des Kindes dargelegt wird.

Wenn ich eingangs sagte, daß mit dieser Zensur gleichsam ein Rechenschaftsbericht gegeben wird, so trifft das aber nur die eine Seite der Sache. Ein Rechenschaftsbericht ist in erster Linie ein Rückblick, in gewissem Sinne ein Schlußpunkt. Ein Zeugnis aber — und in ganz besonderem Maße dieses erste Schulzeugnis — ist doch in viel stärkerem Sinne eine Verpflichtung für die *Zukunft*. Denn aus den Mängeln, die das Zeugnis unter Umständen klarlegen muß, soll doch die innere Verpflichtung erwachsen, dem Kinde die Ueberwindung dieser Mängel zu erleichtern. Und das ist von ganz entscheidender Bedeutung gerade nach dem ersten Schulhalbjahr, denn hier ist dem Kinde die Grundlage gebaut worden, auf der das ganze spätere geistige, kulturelle, seelische Leben erwachsen soll.

Bei reiferen Kindern — und namentlich bei Jungen — beginnt der Tag der Zeugnisse häufig genug mit einer gewissen Beklemmung. Wir haben es schon erlebt, daß an solchen Tagen auch hartgesottene Sünder an ihre Brust schlugen und manchmal auch in sich gingen.

Bei den Schulanfängern, die ihr erstes Zeugnis empfangen, klingt dieser Tag mit einer gewissen Spannung an. Diese gespannte Erwartung hat zumeist einen ganz realen Hintergrund: Für das Zeugnis winkt irgend eine erfreuliche Belohnung. Da aber das Kind in den meisten Fällen sein Zeugnis noch nicht einmal restlos lesen, geschweige denn es verstehen kann, richtet sich dieser Rechenschaftsbericht in erster Linie an das Elternhaus.

Wenn das Zeugnis — wie ich anfangs sagte — die *gesamte* Haltung des Kindes und aus dieser Gesamthaltung heraus die einzelnen Leistungen in den verschiedenen Unterrichtsfächern würdigt, so liegen die wertvollsten Hinweise zu dieser umfassenden Betrachtung schon gleich an der Spitze des Zeugnisses. Hier finden wir die Beurteilungen der kindlichen Aufmerksamkeit, des Betragens und des Fleißes. Hier

finden wir d i e Beurkundungen der Schule, die auf die seelische Grundhaltung des Kindes eingehen, hier liegen wichtige Hinweise auf Bereitwilligkeit und persönlichen Anteil des einzelnen Kindes, auf seine innere Einsatzbereitschaft und seine Disziplinierheit in der Bewältigung der Anforderungen, wie sie die Schule nun einmal stellen muß.

Schon diese ersten Beurteilungen des Fleißes, der Aufmerksamkeit und des Betragens erregen mitunter den väterlichen Zorn. Nach Ansicht vieler Eltern ist ein unaufmerksames, träges und im Betragen nicht einwandfreies Kind von vornherein ein Schüler minderen Grades und daher unbedingt strafwürdig. Und in der Tat liegen ja hier oft genug deutliche Hinweise auf mangelhafte Leistungen, die sich Eltern angesichts offensichtlicher Befähigung ihres Kindes sonst nicht erklären können. Diese Beurteilungen in Betragen, Aufmerksamkeit und Fleiß sind es wert, daß sich der Erwachsene einmal die Mühe macht, still für sich zu betrachten, was da von der Leistung seines Kindes in diesen Charakterfächern gesagt wird.

Es ist doch oft genug so, daß die mangelhafte oder unbefriedigende Aufmerksamkeit eines Kindes auf den inneren Zuschnitt des Elternhauses zurückzuführen ist. Wieviel Großstadtkinder kommen zu uns, denen im Elternhause das nötige Maß an Sorgfalt und Pflege fehlt, — wieviele sitzen in den Reihen, denen aus Gleichgültigkeit oder Lässigkeit der ausreichende Schlaf vorenthalten wird! Wieviel kleine Kerle haben am frühen Morgen schon stundenlang beim Austragen der Zeitungen helfen müssen! Wollen wir uns hier groß wundern, daß diese Kinder nur ein geringes Maß von Aufmerksamkeit verfügbar haben? Sind hier Erschöpfung und Ermüdung nicht von vornherein ein starkes Hemmnis im Unterricht? Wenn in andern Fällen dadurch, daß Vater und Mutter arbeiten gehen, das Kind in vielen Stunden des Tages seine Wege allein gehen muß und dann vielleicht noch den (manchmal recht fragwürdigen) „verborgenen Miterziehern" in die Hände fällt, dann suchen wir hier wohl die letzten und tiefsten Wurzeln für die unbefriedigende Leistung des Kindes in den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen der Eltern.

Natürlich gibt es nun auch in rauhen Mengen solche Bürschlein, die von sich aus, ganz ohne fremde Zutat, ihre etwas defekten Leistungen verschulden. Wenn das aber der Fall sein sollte, dann ist es hohe Zeit, durch eine straffe, planmäßige und vor allem konsequente Erziehung im Elternhause die geistige Disziplinierung weitgehend zu unterstützen.

Aehnlich und doch anders liegen die Dinge bei der Beurteilung des kindlichen Fleißes. Es ist doch gerade beim Schulanfänger so, daß er arbeiten w i l l, daß er sich geradezu freut, einen neuen Buchstaben schreiben zu können, daß jedes neue selbstgeschriebene Wort anspornt und ermutigt. Wenn es nun aber an das stetige Ueben, Wiederholen und Befestigen geht, dann erleben wir es gerade bei den begabten Schülern, daß ihnen dieser Betrieb wenig Freude macht, und daß sie — weil sie ja den Stoff restlos beherrschen — manchmal recht großzügig und lässig werden. Aber auch der durchschnittlich befähigte Schüler hat an dem stillen, zähen und dauernden Ueben, bei dem er ja eigentlich stillsteht, nicht die Freude wie an der Erarbeitung eines neuen Stoffes. Soll man nun deshalb hier etwa ein geringeres Maß von Fleiß beurkunden, weil etwa nach außen ein geringeres Maß persönlichen Anteils an der Arbeit sichtbar wird?

Und dann gibt es unter den Anfängern auch solche Schüler, die treu und brav an ihrem Platz sitzen und auch gern mitmachen möchten, denen aber durch ein geringeres Maß persönlicher Intelligenz, durch langsameres Auffassen und Begreifen die Mitarbeit irgendwie erschwert wird. Natürlich ist hier der Leistungsvollzug des Kindes lückenhaft, aber gerade diese Kinder versuchen häufig, durch einen unermüdlichen häuslichen Fleiß wettzumachen, was ihnen eine mindere Befähigung zu spontanen Leistungen in der Klassengemeinschaft vorenthält.

Natürlich gibt es auch hier eine Gruppe, die den mangelhaften Fleiß „in reiner Form" repräsentiert. Das sind vor allem jene Bürschlein, die bei jeder sich bietenden Gelegenheit ihre Scheu vor der Arbeit zum Ausdruck bringen. Das sind die Bürschlein, deren schriftliche Arbeiten immer wieder zu wünschen übrig lassen, die ihre persönliche Drückebergerei zum Teil in geschicktester Weise durch unwahre Ausreden verdecken möchten. Das sind die Kinder, die nicht nur einmal, sondern die immer wieder dadurch auffallen, daß sie auch zu den kleinsten Leistungen nicht den erforderlichen Willenseinsatz aufbringen. Es ist klar, daß diese Kinder eine besonders sorgfältige Beobachtung verdienen.

Hier muß eine intensive und bewußt straffe Pädagogik die Geister unter Druck setzen, denn hier handelt es sich letzten Endes um eine bestimmte c h a r a k t e r l i c h e Haltung in negativer Ausprägung, der man erzieherisch keinesfalls durch nachsichtiges Gewährenlassen begegnen kann. Wenn irgendwo, dann ist gerade hier der Zusammenklang Elternhaus — Schule angebracht. Gerade in diesen Fällen ist neben der erzieherischen Beeinflussung durch die Schule d a s Vorbild, das dem Kinde im Elternhaus entgegentritt, eine der stärksten gestaltenden und charakterlich formenden Kräfte.

Wenn nun diese ersten drei Beurteilungen des Fleißes, der Aufmerksamkeit und des Betragens irgendwie unsere Erwartungen enttäuschen, dann ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß auch die Noten in den nachfolgenden einzelnen Unterrichtsfächern irgendwo einen Haken haben. Diese ersten drei charakterlichen Fächer bereiten die nachfolgenden Fächer gleichsam vor und stehen mit ihnen in engstem Zusammenhang. Und von hier aus geht unser Blick auf die zweite Seite des Zeugnisses: Das Zeugnis ist Hinweis und Verpflichtung für die Zukunft. Wenn die Eltern also in so eindeutiger Weise erfahren, daß die Leistungen ihres Kindes nicht die erwartete Höhe erreicht haben, dann ist wichtiger als alles Schimpfen oder Strafen die Frage, wie das Kind am zweckmäßigsten zu fördern sei. Dieses Fördern ist nicht eine Frage von heute auf morgen, sondern erfordert — wenn es vernünftig sein soll — eine gewissenhafte Planung auf längere Sicht. Wenn Lücken auszufüllen sind, so kann das geschehen durch ausgiebige Wiederholung, durch dauernde, konsequente Uebung. Das ist nach dem ersten Schulhalbjahr noch nicht sehr schwer, zumal ja auch der Stoff noch nicht so umfangreich ist wie in späteren Jahren. Was aber weit schwieriger ist, das ist die Stärkung der persönlichen Anteilnahme des Kindes an der Leistung seiner Klasse. Weil es sich hier letzten Endes um die Beeinflussung des kindlichen Willens handelt, so ist hier nur eine Behandlung mit unendlicher Geduld denkbar. Selbstverständlich wird es auch hier ohne Zwang und Druck nicht abgehen. Eine Rücksprache mit dem Lehrer wird dem Elternhaus ohne weiteres die Bahnen weisen, auf denen für das kommende Halbjahr die zusätzliche Förderarbeit des Erwachsenen zu laufen hat. Freilich ist es nicht damit getan, daß gute Vorsätze gefaßt werden. Eine Arbeit am lebenden Menschen läßt sich nicht auf eine Formel bringen, es läßt sich auch kein Dogma daraus machen.

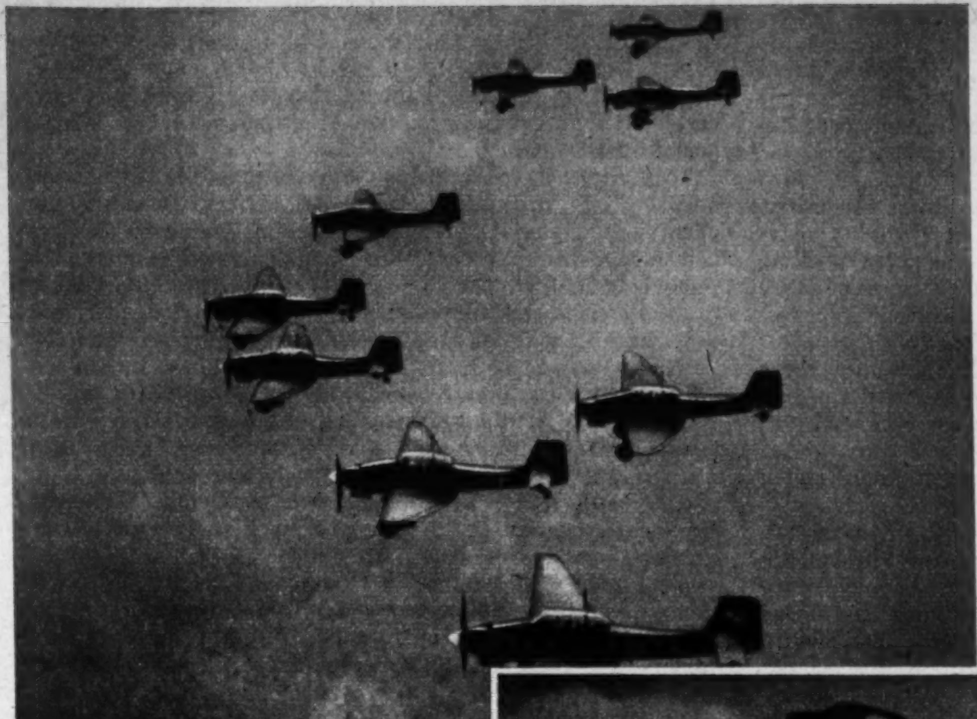
Wenn aus dem Erlebnis des ersten Zeugnisses d a s herausspringt, daß der Schule und der Klassengemeinschaft ein neuer, lebendiger Mitstreiter geschenkt wird, dann hat das Zeugnis seine eigentliche Aufgabe erfüllt. *H. D.*



Sehr gut *gut* *befriedigend* *ausreichend* *mangelhaft* *ungenügend*

Natur und Technik

Aufnahmen: Bildvertrieb Schröder



Der Aufstieg der Menschheit beginnt fraglos mit der Anfertigung des ersten Werkzeugs und der Formung seiner Sprache. Als der Mensch dann auf den Einfall kam, unter der Schleife, auf die er mühselig seine Beute abschleifte, oder unter seinem Schlitten Rollen anzubringen, so daß er einen Wagen bekam, der ihm die Lasten leichter fortschaffte, hatte er das Zeitalter äußerster Primitivität überwunden. Und von diesem Augenblick an beginnt das Ringen des Menschen mit den Kräften der Natur. Mit jedem Sieg der sich aus diesem Kampf entwickelten Technik über die Natur und ihre Gewalten wußte sich der Mensch neue und bessere Lebensbedingungen zu verschaffen. Inzwischen hat die Technik durch Erfindergeist und Handwerkskunst, Mannesmut und Verbissenheit einen Grad erreicht, der es wohl erlaubt, dieses Jahrhundert als das Jahrhundert der Technik zu bezeichnen. Was vor wenigen Jahren noch als unmöglich verlacht wurde, ist heute selbstverständliche Wirklichkeit geworden. So darf der Mensch heute schon stolz auf das blicken, was sein Geist und seine Hände formten, was sein Mut und sein Glaube beleben. Wenn wir dann aber diese Leistungen einmal mit den Gewohnheiten der Natur vergleichen, dann will es uns oft scheinen, als sei sie, die ewige Mutter Natur, in vielen Fällen die Anregerin

Mit der Einführung des Flugzeuges als moderne Kriegswaffe entwickelte sich schon bald die uns allen bekannte Keilform des Geschwaderfluges

. . . Aber letzten Endes ist das nichts Neues, denn unsere Zugvögel, besonders die wilden Gänse, machen das schon immer so . . .



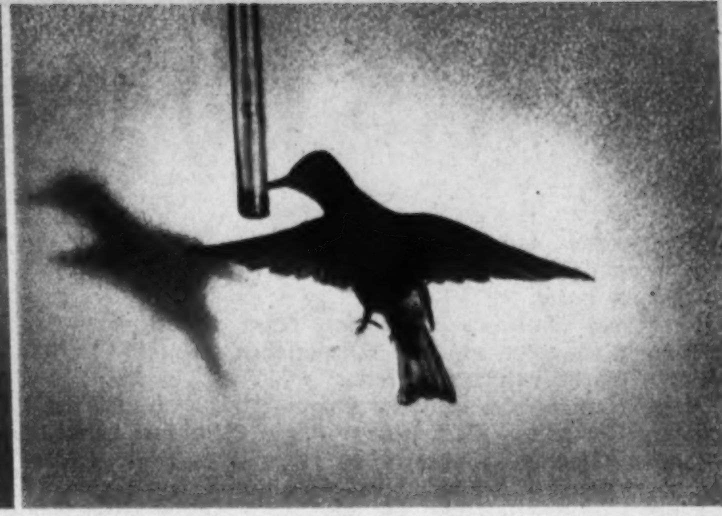
Um den Luftwiderstand auf das äußerste Maß zu verringern, klappt das moderne Schnellflugzeug sein Fahrgestell ein . . .



. . . Die Möve handelt aus ihrem Naturinstinkt seit jeher so: um den Luftwiderstand zu verringern, klappt sie ihre Beine ins Gefieder



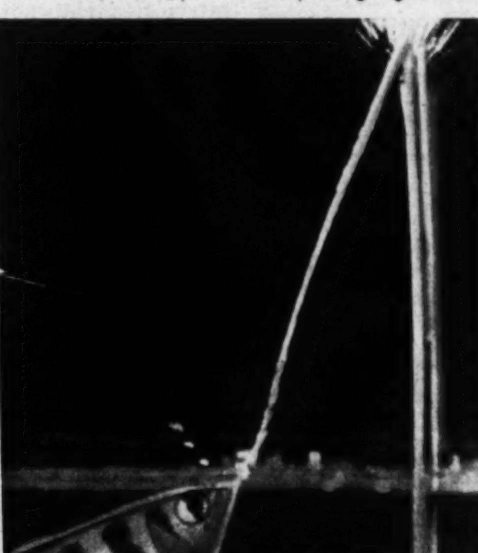
Der Hubschrauber ermöglicht dem Flugzeug das senkrechte Steigen, das Stillstehen und das Sichdrehen an Ort und Stelle . . .



. . . Diese Fähigkeit entwickelt der Kolibri schon seit urdenklichen Zeiten, wenn er im Fluge aus freihängenden Blüten Nektar schlürft

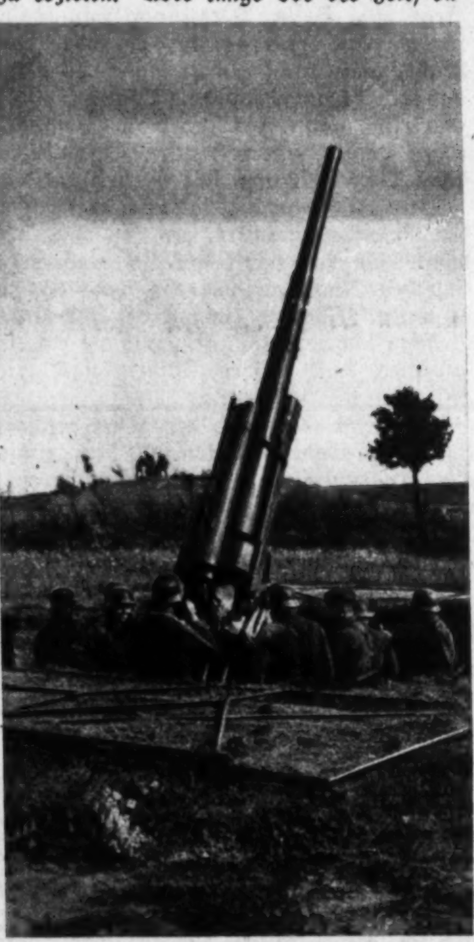
der Erfinder gewesen. In ihrem wohlgeordneten Haushalt, in dem sich alles und jedes sinnvoll regelt, gibt es wohl nichts, das der Mensch übertreffen könnte. Hin und wieder lüftet sie dann den Schleier ihrer Geheimnisse und läßt den Menschen sehend werden.

Lange bevor nämlich der Mensch der Vorzeit sich Werkzeuge und Waffen schuf, hatte die Natur im Tier bereits Fähigkeiten geweckt, die geradezu als Vorbilder neuester Erfindungen angesprochen werden dürfen. So zum Beispiel eine der größten Umwälzungen in der Textilindustrie: die Erfindung der Kunstseide. Nach jahrelangem Forschen und Arbeiten gelang es unseren Erfindern, das spinnreif gemachte Ausgangsmaterial, den Holzzellstoff oder die Baumwoll-Linters, durch eine Art Brause mit zahlreichen Löchern, den Spinntrichter, zu pressen und dann zu spinnen. Seit ewigen Zeiten aber spinnen die Seidenraupen und auch unsere Spinnen nach den gleichen Prinzipien. Jahrtausende und mehr kannte der Mensch nur den Blitz als elektrische Entladung. Erst im Jahre 1799 schuf der Erfinder Volta seine bekannte Volta-Säule, die aus wechselweise übereinander geschichteten Platten aus Kupfer und Zink bestand, zwischen die er mit Salzwasser getränkte Filzdeckel legte. Das war etwas Neues. Nicht aber im Reich der Natur, denn sie kennt schon seit Urzeiten eine Reihe von Lebewesen, die sich der in ihrem Körper gebildeten und aufgespeicherten Elektrizität bedienen: Zitteraal, Zitterwels, Zitterrochen u. a. Nicht anders ist es mit der Erfindung des sogenannten kalten Lichts. Es handelt sich hier um Vorgänge der Chemo-Lumineszenz. Seit ewigen Zeiten kennt das Tierreich bereits diesen Leuchtstoff. Der unscheinbare Leuchtkäfer unserer sommerlichen Wälder, das Johanneswürmchen, erzeugt sein geheimnisvolles Licht auf der gleichen Grundlage. Eine andere Erfindung, die fast ausschließlich der Landesverteidigung gilt, ist die Einnebelung. Im Grunde genommen ist auch das kein Lichtblitz des Menschen, denn dieses Tricks bedienen sich die Tintenfische und Kraken, die zu vielen Schauermärchen Modell stehenden Polypen des Weltmeeres, schon seit jeher. — Auto und Eisenbahn, Passagierdampfer und U-Boot, Luftschiff und Flugzeug, sie alle werden heute „stromlinienförmig" gebaut.



Wer mag dem modernen Luftabwehrgeschütz wohl Modell gestanden haben? Ob es der siamesische Schützenfisch war? Mit Hilfe eines Wasserstrahls schießt er schon seit ewigen Zeiten auf ein Insekt, das auf einer Pflanze über der Wasseroberfläche, normalerweise also für ihn unerreichbar, sitzt. Gleich fällt das getroffene Insekt ins Wasser und ist so eine leichte Beute des Fisches. Und die moderne Flak?

Dabei ist es noch gar nicht lange her, bis man auf den Gedanken kam, den Luftwiderstand durch eine geeignete Formgebung auf das äußerste Maß herabzudrücken, um so größere Geschwindigkeiten zu erzielen. Aber lange vor der Zeit, da



fauchend und kreischend das erste hochgebaute Automobil stinkend durch die Straßen fuhr, lange vor des genialen Grafen Zeppelins erstem Luftkreuzer hatte die Natur das Stromlinienprinzip bereits bis zur letzten Vollkommenheit verwirklicht: Fisch, Schwimmvogel, Meeressäugetiere, Möwe und Seeschwalbe besitzen seit Urzeiten schon die Form, die unsere Techniker erst seit wenigen Jahren als die weitaus beste erwählten.

So ist die Natur in vielem unsere Meisterin gewesen, und so wird sie es wohl auch noch lange sein. *- M -*

Als ich wiederkam . . .

Da waren nahezu zwei Jahrzehnte seit dem Tage vergangen, da ich von meinem Heimatdorf Abschied genommen hatte.

Nur, wer ähnliches erlebt hat, kennt und begreift die Spannung, mit der ich dem Wiedersehen mit den Stätten meiner Jugend entgegenfieberte.

Angefangen bei der banalen Frage: Wird mein Dörfchen noch auf demselben Fleck stehen? bis zu dem nur heimlich gedachten Wunsch: Möchte ich doch den alten Weidenbaum noch vorfinden, in dessem hohlen Stamm ich damals meine Schätze verbarg! erlebte ich die ganze Stufenleiter der Wiedersehensvorfreude, die aus einem so wunderlichen Gemisch von Erinnerung, Hoffnung, Zweifel, Freude und — Selbstbeschwichtigung besteht.

Mein Dörfchen stand noch auf dem alten Fleck. Das konnte ich schon von der Eisenbahn aus feststellen, deren Schienenstrang noch immer eine der Grenzen der Feldmark bildete, und nach deren zwei oder drei in jeder Richtung verkehrenden Zügen einst bei uns im Dorf die Uhren gestellt wurden.

Der Bahnhof, der den Namen eines anderen Dorfes trägt, liegt eine kleine Wegstunde von meinem Heimatdorf entfernt. Ein Feldweg, der es durch viele Krümmungen erreicht, auch nicht ein einziges Ackerstück zu durchschneiden, und der dadurch für den Wanderer die „Meile zu Siebenvierteln" macht, verbindet die Kleinbahnstation mit meinem Dorf. Dank seiner krausen Linienführung kann man dieses beim Näherkommen fast von allen Seiten betrachten.

Das Bild war das gleiche, wie ich es aus den Tagen in der Erinnerung hatte, als der Weg zum Bahnhof ein Erlebnis, die Fahrt mit der Bahn aber ein Ereignis bedeutete, und der Nachhauseweg dem vom Schauen und Erleben ach so müden kleinen Jungen oft zur Qual wurde. Ganz im Grünen lag das Dörfchen, und die roten Häuserdächer lugten zwischen den Linden, Ulmen und Eichen noch genau so lustig hervor wie einst.

Wie einst war auch der Weg beschaffen. Zerfahren, mit tiefeingegrabenen Gleisen und dem Fußweg neben ihnen, der alle Augenblick aus nicht erkennbarem Grund von rechts nach links und von links nach rechts hinüberwechselte, und der es bei Schlechtwetter geraten sein ließ, sich derbes Schuhwerk anzuziehen. Denn dann war der Weg grundlos.

Fast genau in ihrer Mitte wird die Wegstrecke durch ein Flüßchen unterbrochen, das auf den Landkarten den seltsam klingenden Namen Valzine führt. Im Dorf nannten sie es einfach „der Graben", wohl, weil es einst reguliert und der Entwässerung des Bruchlandes dienstbar gemacht worden war. Und hier am Graben erlebte ich auf meiner Reise in die Heimat die erste schmerzliche Enttäuschung. Wo war nur die Brücke über den Graben geblieben, die herrliche Holzbrücke, auf der es immer so schön rumpelte, wenn ein Wagen darüber fuhr, und auf derem hohen und breiten Balkengeländer wir Dorfjungen über den Fluß balanzierten und vor aller Welt, vor allem aber vor uns selber Proben unseres Wagemutes ablegten?! Verschwunden war sie, diese Brücke aller Brücken, unter der man, wenn das Wasser nicht allzu hoch stand, ein so schönes Plätzchen zum Verstecken fand und zum Graulichmachen der jüngeren Spielkameraden. Unter der die Ufer mit Faschinen befestigt waren, in denen sich die Krebse aufhielten. Weg war sie, diese Brücke, an der sich, weil es die einzige in dem unserm Bubentreiben gezogenen Kreis war, unsere Fantasie entzündet hatte, die unser Maß war für andere Bauwerke dieser Zweckbestimmung, von denen uns im Schulunterricht erzählt wurde. Auf der und um die wir unsere Schlachten schlugen, und die selbst für die Erwachsenen irgend eine Anziehungskraft besessen haben muß, die sich dahin äußerte, daß sie häufig ihre Spazierschritte am Sonntagnachmittag dorthin lenkten.

Ein schmales, dünnes, wenn auch festes Eisengeländer, kaum aus der Ferne sichtbar, war an die Stelle des klobigen, markanten Aufbaues getreten, und in ein schmales Tonnengewölbe aus roten Klinkern hatte man dort, wo der Weg den Graben überquert, diesen gezwängt. Und bei diesem nichtssagenden Anblick verflog in mir das Bild, das ich bisher von einer Stätte betontester Kindheitserinnerungen mit mir getragen hatte. Und, einmal zerstört, wollte es sich auch bei geschlossenen Augen, auch bei dem Duft der angrenzenden Wiesen, der der gleiche war wie vor dreißig Jahren, auch bei dem Gluckſen des Wassers, das auch das gleiche geblieben war, nicht wieder einstellen.

Und hier kam mir das erstemal der Gedanke: Hätte doch irgendwer diese Brücke, bevor sie durch ein modernes und auch wohl zweckmäßigeres Bauwerk ersetzt wurde, photographiert! Hätte ich es doch selber getan, der ich auf Reisen in die Ferne kein „Motiv" ungeknipst lasse! Ja, hätte ich!

Doch wie sollte ich damals auf den Gedanken kommen, es zu tun?! Trotz allen Reizen, den die Brücke auf uns Jungen ausübte, war sie ja nur ein Stückchen Alltag. Und niemand wäre damals auf den Gedanken verfallen, daß diese Brücke einst nicht mehr sein und dem Manne ein Stückchen verlorener Heimat bedeuten würde.

Hätte ich! Das habe ich an diesem Tage und an den folgenden noch oft gesagt. Wenn ich nämlich immer wieder feststellen mußte, daß, wenngleich auch auf den ersten Blick alles so schien wie früher, überall kleine und kleinste Veränderungen dem Ort und insbesondere seinen mir so vertrauten heimlichen Winkeln ein anderes Gesicht gegeben hatten! Wo war die Pumpe geblieben, die einst den Platz vor dem Dorfwirtshaus beherrschte und Mittelpunkt unserer Spiele war?! Sie hatte einer Tanksäule Platz gemacht, die weder für mich und auch wohl für die jetzige Jugendgeneration das sein kann, was ganzen Geschlechtern die alte ehrwürdige Pumpe war, aus der einst die fremden Fuhrleute ihre Pferde tränkten und die Bewohner des Gemeindehauses über die Straße weg ihr Wasser holten. Und dann: der Maulbeerbaum vor dem Spritzenhaus! Das war kein gewöhnlicher Baum, nicht einmal ein gewöhnlicher Maulbeerbaum. Zunächst war er der letzte seiner Art im Dorf, wohl schon zu den Zeiten des Alten Fritzen gepflanzt, ein knorriger Bursche mit weitausladender Krone, an deren unteren waagerechten Zweigen wohl schon unsere Großväter ihre Schaukeln befestigt und ihre turnerischen Künste erprobt hatten. Damit nicht genug. Wenn die süßen weißen Beeren reif waren, hielt das halbe Dorf in seinem Geäst fröhlichen Schmaus, und jedes Jahr waren ein paar wagehalsige Jungen darunter, die von dort aus den Sprung auf das Spritzenhausdach wagten und eine Kletterpartie zu der hohlen Kugel unterhalb der stets kreischenden Wetterfahne, in der die Spatzen ihr liederliches Nest zu bauen pflegten.

Verschwunden der Baum, verschwunden die Zierde des Spritzenhausdaches, die alte Wetterfahne mit der ehrwürdigen Jahreszahl 1797. Und kein Lichtbild hat sie beide, den Baum und den fahnenbewehrten Spritzenhausgiebel, festgehalten. Auch keine der Ansichtskarten aus älterer Zeit, von denen ich noch einige auftreiben konnte. Sie zeigten nach altem Stil der Dorfansichtskarten ein Bild des Gasthauses, das sie anfertigen ließ, sie zeigten die Kirche und eine scheußliche „Totalansicht", die schließlich auf jedes Bauerndorf passen konnte. Aber keinen heimlichen Winkel, der ein Stück Dorfschönheit offenbarte, keine Zaunecke, um die herum wir „Greifen" spielten, keinen von den drei kleinen Teichen, in denen wir im Sommer Kaulquappen fingen, und auf denen wir im Winter unsere ersten Versuche auf Schlittschuhen unternahmen, und die auch gleich manchem der Winkel und gleich der Zaunecke, wo jetzt eine Garage für den Trecker steht, verschwunden sind.

Verschwunden wie die alte hohle Weide, die meine Geheimnisse barg und in der die Knabenfantasie bald den verfallenen Eingang eines unterirdischen Palastes, bald die verzauberte Gestalt eines Fabelwesens erkannte.

Bilder von all dem Verschwundenen wären mir wie Schätze vorgekommen, und sie nicht zu besitzen, kam für mich einem doppelten Verluste gleich. Und die Ueberlegung, daß ich von diesen Stätten meiner Kindheit, die ja eigentlich nur mir etwas sagten, und die deshalb niemand anders reizen konnten, sie im Bilde festzuhalten, Abbildungen, mit meinen Augen gesehen, hätte haben können, stimmte mich ärgerlich und zugleich auch nachdenklich.

Und das Ergebnis dieses Nachdenkens war eine besinnliche Reise mit der Kamera zu den mir teuren Stätten von einst, die noch geblieben waren, und zu den Stätten der Gegenwart, die mir etwas bedeuten, und die — will's der Zufall oder eine staatliche oder wirtschaftliche Notwendigkeit — vielleicht morgen nicht mehr sind. Eine Art Tagebuch ist's geworden, gleich dem geschriebenen, zu dem ja nur noch die wenigsten von uns kommen, nur für mich bestimmt und für die, die mir nahestehen, und wohl zu unterscheiden von den Photos, wie wir sie von Reisen mitzubringen pflegen.

Mich dünkt, ich hätte in diesen an sich anspruchslosen Bildern ein Stück meines Selbst empfangen, mir zur Freude und zu gelegentlichem Nacherleben, denen aber, die um mich sind und nach mir sein werden, als Spiegel meiner Persönlichkeit. Und auch als ein Bilddokument meiner Zeit in der Schau des Persönlichen gesehen, das den einmaligen und einzigartigen Wert der großen von den berufenen Vertretern ihres Faches herausgebrachten Bildfolgen über die Dinge und das Geschehen in der Vergangenheit und in der Gegenwart nicht schmälert, das sie vielmehr ergänzt und oft ebenso eindringlich wie diese von dem Lebensgefühl zeugt, das die Menschen dieser Zeit beseelte. *J. O.*

Was wissen Kinder von ihren Eltern?

„Hans, wann und wo ist dein Vater geboren? Welchen Beruf hat er erlernt? Welchen übt er heute aus?"

„Grete, wie lautet der Mädchenname deiner Mutter? Wo ist sie aufgewachsen? War sie vor ihrer Verheiratung berufstätig?"

Die Schule sieht sich dann und wann veranlaßt, solche und ähnliche „neugierige" Fragen an die Kinder zu richten. Etwa, wenn das Gebiet „Ahnenforschung" behandelt und praktisch erarbeitet wird, oder wenn die Fragebogen von der Berufsberatungsstelle des Arbeitsamtes auszufüllen sind.

Und jedesmal erlebt es hierbei der Lehrer, daß eine gar nicht geringe Anzahl von Kindern — und nicht einmal nur solche unter 10 oder 12 Jahren — um die Antwort verlegen sind. Gefragt, weshalb sie nichts oder doch nur so beschämend wenig von ihren Eltern wissen, lautet ihre Antwort: „Sie haben uns nichts davon erzählt."

Fühlen wir aus dieser Antwort nicht eine leise Anklage heraus?

Vielleicht, daß die Eltern dieser Anklage mit der Bemerkung begegnen: „Sie haben uns ja nicht danach gefragt!" Das mag wohl stimmen, wenigstens in vielen Fällen stimmen, daß die Kinder sich nicht nach Dingen erkundigen, die außerhalb ihres persönlichen Interessenkreises liegen. Sie betrachten Vater und Mutter als Gegebenheiten der Gegenwart, ohne sich über deren Herkommen den Kopf zu zerbrechen. In anderen Fällen fühlen sie sich selber, nicht immer ohne Dazutun der Eltern, so im Mittelpunkt der Familie stehen, daß sie den arbeitenden und geldverdienenden Vater und die sie umsorgende Mutter als Selbstverständlichkeiten betrachten, denen eine besondere Anteilnahme nicht zukommt.

Daß die eine wie die andere Tatsache keinen Vater und keine Mutter von der Pflicht entbindet, die Anteilnahme der Kinder an ihrem — der Eltern — persönlichen Leben zu wecken und zu pflegen, liegt auf der Hand. Und wenn das Kind nicht nach des Vaters Werdegang fragt, wird ihm eben der Vater davon erzählen, wie es war, als er als Lehrling am Schraubstock und als Geselle im Fabriksaal stand, als einer unter vielen, und wie er durch zähen Fleiß und Selbststudium schließlich zum Meister aufrückte. Und die Mutter wird gleichfalls davon berichten, daß ihr nicht immer das Glück eines eigenen Haushaltes beschieden war, daß sie lange Jahre in fremden Häusern Dienst getan, ihr Brot verdient und — Kenntnisse und Lebenserfahrungen erworben hat.

Wir lehren die Kinder, den Aufstieg ganzer Völker, besonders aber unseres Volkes, verstehen, wir zeigen ihnen Hemmnisse und Verirrungen bei diesem Aufstieg und die sieghafte Kraft des völkischen Behauptungswillens — müßten wir da nicht um so viel mehr bemüht sein, die Kinder dieses Auf und Ab und den endlichen Triumph des Fleißes, der Ausdauer, der Anständigkeit und der Selbstbehauptung auch an der eigenen Familie, der Keimzelle dieses Volkes, erleben zu lassen?!

Das alles braucht nicht in der Form bombastischer, sensationsgespickter Erzählungen zu erfolgen. Die gemütvolle Plauderstunde nach Tisch, in der Abenddämmerung bietet selbst in unserer hastenden und kraftbeanspruchenden Gegenwart dem Vater oder der Mutter Gelegenheit, einmal von sich zu berichten. Nicht bloß von ihrem äußeren Werdegang und von dem Pflichtenkreis, dem sie vorzustehen haben, sondern auch von dem, was sie außerberuflich bewegt und zu ihrer Persönlichkeit gehört. Das politische oder das Wirtschaftsproblem, das im Kameradenkreis des Vaters lebhaft erörtert wird und dem er auch daheim nachhängt, das Buch, das die Mutter fesselt, können sehr wohl einmal im Mittelpunkt des Familiengesprächs stehen, auch — wenn die Kinder dabei nur Zuhörer sind. Die Männer, die der Vater schätzt, die Frauen, die der Mutter innerlich nahestehen, dürfen auch den Kindern keine Unbekannten sein oder bloße Namen, die man hört und schnell wieder vergißt. Denn es kommt für jedes Kind einmal die Zeit, da der Vater und die Mutter fern oder gar nicht mehr sind, und da es sich mühsam in seiner Erinnerung ein wahrheitsgetreues Bild von denen formen möchte, deren Rat es nie entbehren kann, und deren Rat es aus diesem Persönlichkeitsbild wohl ableiten könnte.

Es wird mit diesen Bemerkungen nicht einem übersteigerten Familienempfinden, etwa der Gestalt, daß alles außerhalb der Familiensphäre stehenden als nichts bedeutend oder belanglos abgelehnt wird, das Wort geredet. Es muß auch hier ein vernünftiges Maß gehalten werden, so daß die Harmonie, in der sich das Ganze — das Volk — mit seinen Teilen — den Familien — und des Glückes der Nation willen befinden muß, nicht gestört wird. Das alte Wort: „Erst dein Haus und dann die Welt" bezeichnet hierbei eine Reihenfolge.

Kinder, denen die Mitteilungen der Eltern die Augen und die Herzen für deren persönliches Leben geöffnet haben, werden auch an den kleinen und zartesten Dingen um die Eltern Anteil nehmen und den häufig vernommenen Vorwurf der Teilnahmlosigkeit nicht verdienen. Der Vater ist in seiner Fabrik in eine andere Abteilung versetzt worden. „Weshalb geschah das? Was hast du dort zu tun?" lauten nun die Kinderfragen. Die Mutter hat den Arzt aufgesucht. „Was hat er gesagt? Bist du auch nicht ernstlich krank? Wie können wir dich entlasten?" läßt sich die kindlich-besorgte Anteilnahme vernehmen. Vielleicht, daß ihre Fragen einmal von den Eltern als peinlich empfunden werden, wie es wohl der Fall sein könnte, wenn ein Kind in harmloser Neugier fragt: „Vati, wo und wie hast du denn die Mutti kennengelernt?" oder „Mutti, wann hat dir denn der Vati den ersten Kuß gegeben?" Gewiß, hier wird Zartestes berührt, aber ein unwilliges oder verlogenes Ausweichen ist hier nicht am Platze, sondern in heimeliger Stunde ein frohes Berichten von dem Augenblick, der dem Leben zweier Menschen eine entscheidende Wendung gab, und dem eine Familie ihr Dasein verdankt.

Für viele Familien mag das ganze Thema gegenstandslos sein; dort jedoch, wo eine falsche oder veraltete Auffassung von elterlicher Autorität oder von der Rolle, die die Kinder im Hause spielen, die Kinder teilnahmslos neben den Eltern aufwachsen ließ, möge das Gesagte als Ermunterung und Ermutigung betrachtet werden, in Zukunft die kleinste, aber auch natürlichste menschliche Gemeinschaft durch Wissenlassen und Wissenwollen zur festesten zu machen. *A. S.*

Kinder fragen

wir antworten

Wie spricht der weidgerechte Jäger?

Haben wir uns im vorigen Heft mit der Weidmannssprache soweit vertraut gemacht, daß wir wissen, wie man das Rot-, Reh- und Schwarzwild, Hasen, Dachse und Füchse weidgerecht anspricht, so wollen wir uns heute mit dem Auer-, Birk- und Haselwild, den Rebhühnern, Wildenten und Raubvögeln und nicht zuletzt mit dem Jagdbegleiter des Jägers, mit seinem Hund, beschäftigen. Auch für sie hat der Jäger sehr treffende Ausdrücke, die es zu behalten gilt, wenn wir den tieferen Sinn des edlen Weidwerks verstehen wollen.

Die Bezeichnungen, die der Weidmann dem Auerwild beigelegt hat, gelten im übertragenen Sinne auch beim Birk- und Haselwild. Die Männchen heißen Hahn, die Weibchen Henne. Der Auerhahn hat bekanntlich einen schwarzen Kopf, oberhalb der Augen sieht man bei ihm einen halbmondförmigen, kahlen, warzigen Fleck von leuchtend-roter Farbe, das ist die „Rose". Nach dem Hals zu geht das Schwarz des Gefieders in Grau über. In der Kropfgegend trägt er ein breites, wunderbar grün glänzendes Federband, es ist der „Balzkragen"; der Rücken ist fast dunkelbraun, fein gewellt und ein wenig heller punktiert. Die oberen Schwanzdeckfedern sind grau mit weißen Spitzen, die langen, geraden Schwanzfedern schwarz. Die unteren Flügelfedern dagegen sind zur Hauptsache weiß. Die oberen Schwanzfedern heißen „großer Stoß", die unteren „kleiner Stoß". Will der Auerhahn sich zu Boden setzen, so spricht der Weidmann: „er fällt auf dem Boden ein", dagegen „fällt er einen Baum an", oder er „fällt ihn auf". Auf dem Baum „fußt", „tritt", „steht" er, oder er „steht auf dem Baum an". Oft „schwingt er sich ein", d. h., er setzt sich. Fliegt er vom Baum fort, dann „fällt er ab". Will er sich nur in der Nähe dieses Baumes auf dem Boden niederlassen, dann „steigt er ab". Steigt der Auerhahn von einem Ast auf einen nächsthöheren oder auf den Ast eines benachbarten Baumes, so „überstellt er sich". Die Begattungszeit, die man beim Rotwild die „Brunft", beim Schwarzwild die „Rauschzeit", beim Hasen die „Rammelzeit", beim Dachs und beim Fuchs die „Ranz-" oder „Rollzeit" nennt, heißt hier die „Balz". Die ausgebrüteten Jungen bilden das „Gesperre".

Beim Birkwild gilt, wie gesagt, die gleiche Ansprache, nur nennt der Jäger den Stoß hier das „Spiel". Beim Haselwild heißen die Balzlaute des Auer- oder Birkhahnes „Spissen" oder „Bisten".

Beim Rebhuhn gibt es schon mehr Unterscheidungen. Auch hier heißt das Männchen „Hahn" und das Weibchen „Henne". Beide zusammen bilden das „Paar". Meist leben sie in Familien, es ist dann eine „Kette" oder auch „Volk". In der Brütezeit, wo die Hühner paarweise anzutreffen sind, nennt man sie „Paarhühner", die Begattungszeit ist die „Paarzeit". Die Hühner laufen nicht auf dem Felde herum, sondern sie „liegen" auf dem Felde. Dort „stehen" oder „stieben sie auf", wenn sie sich in die Luft erheben. Wenn sie fliegen, „streichen" sie ab, sobald sie sich niederlassen, „fallen sie ein". Ihre Uebernachtungsstelle, wo die Ketten dichtgedrängt beieinander liegen, heißt „Lager" oder auch „Geläger", die dort anzutreffenden Ausscheidungen sind das „Gestüber" (also nicht wie beim Rotwild „Losung"). Wie wir alle wissen, baden sich die Hühner gern im Sand, hier aber heißt es nicht baden, sondern „sie stäuben sich". Die Füße sind die „Ständer", die dunkelbraune Zeichnung auf der Brust des Hahnes ist der „Schild" (übrigens kann man diesen auch bei sehr alten Hennen antreffen). Sobald sich dieser Schild zu bilden beginnt, sagt der Weidmann: „Die Hühner schildern". Die Jungen heißen „Gabelhühner". Sobald auf der Jagd eine Kette aufstiebt, und es gelingt dem Jäger, sie auseinanderzubringen, so hat er sie „gesprengt", fallen die Hühner dann einzeln ein, so „zerfallen" sie. Die Hühner „locken" und „rufen" und der Jäger „verhört" sie, d. h., er beobachtet die Plätze, wo sich die Ketten niederlassen. Vom Oktober ab spricht der Jäger scherzhaft, daß die Rebhühner „goldene Federn" haben. Er will damit sagen, daß um diese Jahreszeit die Hühner schwer zu haben sind.

Die Waldschnepfe dagegen „balzt". Wenn sie in der Balzzeit abends umherstreicht, stößt sie recht eigentümliche Laute aus. Der Jäger nennt das „Quarren" und „Puitzen". Die Füße heißen hier nicht Ständer, sondern „Tritte", der Schnabel ist der „Stecher", mit dem sie nach „Äsung" stößt. Bekanntlich gehören die Schnepfen zu den Zugvögeln, die uns im Oktober, vereinzelt auch erst im November, verlassen. Die Zugzeit nennt der Weidmann den „Schnepfenstrich". Es kommt aber auch vor, daß eine Schnepfe über den Winter hier bleibt, dann ist es eine „Lagerschnepfe". Die Jagdart, bei der man untertags Waldschnepfen mit dem Vorstehhund aufsucht und vor diesem im Aufstehen schießt, nennt man „Buschieren".



Bayerischer Schweißhund

Die männliche Wildente ist der „Erpel" oder auch „Entvogel", das weibliche Tier heißt schlechtweg „Ente". Die bei den meisten Entenarten grell gefärbten mittleeren Schwungfedern (bei der Stockente z. B. blau, bei der Krickente grün) bilden den „Spiegel". Die Enten haben bekanntlich Schwimmhäute an den Füßen, auch kann man ihre Gangart nicht gerade graziös nennen, darum nennt der Jäger die Füße auch „Latchen"; kann es wohl einen treffenderen Ausdruck geben? Da die Ente die Füße im Wasser als Ruder gebraucht, darf man die „Latschen" auch ruhig „Ruder" nennen, ohne daß der Weidmann die Nase rümpft. Natürlich schwimmt die Ente nicht, sondern sie „liegt" auf dem Wasser, dagegen „steht" sie auf dem Lande, sie schwimmt auch nicht, sondern „rudert". Die Paarzeit heißt hier „Reihzeit". Die Brut ist das „Geheck". Eine Entenfamilie nennt man allgemein eine „Kette", in Norddeutschland auch „Schoof". Mehrere Ketten bilden, je nach der Zahl, einen „geringen" oder „starkzähligen Flug". Oftmals sieht man aber auch hundert und aberhundert Enten im Flug vereinigt, in diesem Falle spricht man von einer „Schar".

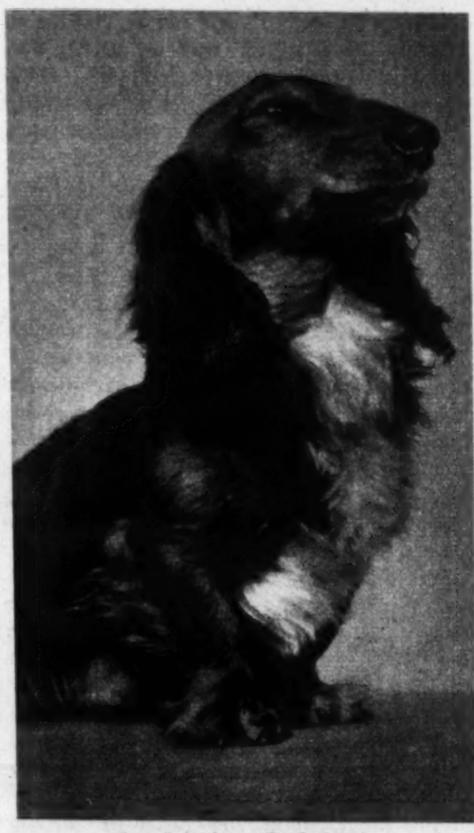
Kämen nun noch die Raubvögel an die Reihe. Die mit scharfen Klauen bewehrten Füße nennt man hier „Fänge", die langen Federn an den Ständern sind die „Hosen". Der Schwanz ist der „Stoß", die Flügel sind die „Fittiche". Die Raubvögel haben weder Nester noch Lager, sondern „Horste", die darin liegenden Eier sind das „Gelege", die Losung das „Geschmeiß". Sie „schlagen" ihre Beute und „kröpfen" sie, wenn sie sie fressen; die unverdaulichen Teile speien sie bekanntlich aus, sie bilden das „Gewölle". Ein Raubvogel läßt sich bekanntlich nicht auf dem Erdboden nieder, sondern sucht stets einen erhöhten Platz, um Uebersicht zu behalten, darum „baumen", „hocken" oder „haken" sie auf, wenn sie sich auf einen Baum setzen. Nehmen sie sich dann wieder auf, so „streichen" oder „ziehen" sie ab. Sie „kreisen" in der Luft und „stoßen" auf einen Feind oder auf eine Beute.

Haben wir nun gelernt, wie man das Wild weidgerecht anspricht, müssen wir auch den Jagdhund kennenlernen. Das männliche Tier heißt „Rüde", das weibliche „Hündin". Die Jungen, also der „Wurf", werden „gewölft" und nicht geworfen. Sie heißen „Welpen". Bemerkenswert ist, daß der Jäger das Alter



Ein Wurf Jagdhund-Welpen

der Hunde nicht nach Jahren angibt, sondern nach „Feldern". So steht der Hund z. B. im 3. oder 4. Feld, d. h., im dritten oder vierten Lebensjahre. Die Ohren des langohrigen Hundes nennt der Weidmann den „Behang"; die Beine sind die „Läufe", der Schwanz ist die „Rute", das Maul der „Fang". Je nach dem hochentwickelten Geruchssinn hat der Hund eine „gute"



Langhaariger Dachshund

oder eine „schlechte Nase". Aber auch für die Lippen weiß der Jäger einen Ausdruck, es sind die „Lefzen". Den höchsten Teil des Rückens, also den Teil gleich hinter dem Nacken, nennt man den „Widerrist", das Kreuz dagegen die „Kruppe". Hält man den Hund in einem eingefriedeten Raum, so „steht er im Zwinger".

Sobald der Hund die Spur des Wildes gefunden hat, „fällt er die Fährte an", er „nimmt sie auf" und „arbeitet sie aus", wenn er sie bis zum Wild verfolgt. Es kann natürlich auch vorkommen, daß er sie unterwegs wieder verliert, dann aber „verschießt" er sie oder „überschießt" sie. Das Schalenwild (Rot- und Rehwild usw.) „hetzt er zu Stande", darauf wird er „standlaut", d. h. er verbellt das gestellte Wild. Bellt er aber während des Hetzens, so „gibt er Laut" oder „gibt er Hals", oder ist „laut dabei". Diesen Laut nennt der Weidmann den „Hetzlaut", er zeigt dem Jäger an, wo etwa der Hund zu finden ist. Bei einer Treibjagd, wo also mehrere Jäger mit mehreren Hunden jagen, kommt es leicht vor, daß selbst ein guter Hund aus Uebereifer oder aus Neid, weil ein anderer Hund ein Stück Wild gestellt hat, Laut gibt; in diesem Falle spricht der Jäger dann vom „Weidlaut". Ein Hund, der sehr leicht Laut gibt, hat einen „losen Hals", ist er gut zu hören, so hat er einen „guten Hals".

Eine „flotte Suche" nennt man die Art des Hundes, der flink sucht. Zeigt er durch sein Benehmen an, daß er z. B. Hühner gefunden hat, so „zieht er an". Folgt er den davoneilenden Hühnern, so „zieht er nach". Sobald er aber das Wild gestellt hat, „stellt er vor", indem er bewegungslos stehenbleibt. Ein guter Hund darf nicht „nachprellen", d. h. den aufstehenden Hühnern nachspringen. Und selbstverständlich darf er sich durch nichts abhalten lassen, zu hetzen oder vorzustehen. Wenn er z. B. auf einer Hühnerjagd einen etwa aufstehenden Hasen ruhig gewähren läßt, sondern seiner Spur folgt, spricht der Jäger von einem „hasenreinen" Hund. Er ist „schußhitzig", wenn er ohne Befehl seines Herrn sogleich nach dem Schuß „einspringt", d. h. vorstürzt, um das erlegte Wild zu „apportieren", also seinem Herrn zu bringen, dagegen ist er „schußfest", wenn er ruhig stehenbleibt und das Kommando „such verloren" abwartet. Auf keinen Fall aber darf der Hund das Wild „anschneiden", d. h. fressen. Er muß das zu bringende Wild mit seinem Fang in der Mitte anfassen, muß es mit erhobenem Kopf seinem Herrn zutragen und darf es weder zausen noch quetschen. Eine der schlimmsten Unarten aber ist es, wenn der Jäger seinen Hund einen „Totengräber" nennen muß, denn dann hat er das gefundene Wild eingescharrt oder versteckt, um es später heimlich anzuschneiden. Ein solcher Hund ist dann nahezu wertlos; nur in ganz seltenen Fällen gelingt es dem Jäger, ihn davon wieder zu „kurieren".

Der bekannteste der deutschen Jagdhunde ist wohl der „Vorstehhund", der seinen Namen von der ihm „angewölften", soll heißen: anerzogenen Eigenschaft hat, vor dem Federwild, Hasen u. ä., dessen Witterung (Geruch) er in die Nase bekommen hat, fest stehenzubleiben, also „vorzustehen". Es gibt kurz- und langhaarige, stichel- und drahthaarige Vorstehhunde. Der nächstbekannteste, mehr in Gebirgsgegenden benutzte Jagdhund ist der „Schweißhund", der in erster Linie zum hetzen und stellen des Hochwildes bestimmt ist. Er ist kleiner als der Vorstehhund, dafür aber ein ungleich besserer Fährtensucher. Seine „Dressur" erfordert noch mehr Uebung, Geduld und Liebe als die des Vorstehhundes. Ein sehr kluger und gelehriger „Stöberhund" ist der „Wachtelhund", der besonders scharf auf Raubzeug



Vorstehhund

dressiert ist. Seine gute Nase befähigt ihn zum Apportieren von Wild zu Lande und zu Wasser (also Enten usw.). Er hat den ebenfalls sehr temperamentvollen aus England stammenden „Spaniel" nahezu ganz verdrängt. Käme dann noch der „Liebling" des Försters, der gute „Waldmann", der „Dachshund", auch „Tekel" oder kurz „Dakel" genannt. Er ist ein „Bauhund", also zur Jagd auf den Dachs bestimmt, wozu einzig und allein ihn sein uns allen bekannter Körperbau befähigt. Seine Klugheit, Lebhaftigkeit und sein bis zur Tollkühnheit führender Mut sind schon sprichwörtlich geworden, genau so, wie seine nie ermüdende Ausdauer.

Das war ein kurzer Abriß der Sprache, die der weidgerechte Jäger spricht. Werden wir nun vor dem Förster bestehen können?

Aufnahmen: Schmachtenberger, Sohler, Gnilka, Kellermann (Schröder)

Die verschlossene Tür

Das kleine, vier Jahre alte Kind der Frau, bei der ich gerade zu Besuch weilte, hatte, in der Kammer spielend, die Tür von innen ins Schloß gedrückt und fing auf einmal an, laut zu rufen und zu weinen.

„Karlchen, was ist denn?" fragte die Mutter vor der verschlossenen Tür.

„Ich will raus!"

„Dann komm schon."

„Ich kann aber nicht!"

„Mach doch die Tür auf."

„Es geht aber nicht!" weinte der Junge laut und ängstlicher.

„Nichts wie Dummheiten hast du im Kopf! Du machst jetzt sofort auf!" fing die Frau an, ungeduldig loszuwettern.

Ich wollte etwas einwenden und machte helfende Miene, als sie mich mit den Worten abwies: „Nein, lassen Sie nur. Der Bengel soll die Tür allein aufmachen!" Sie pochte nervös an der Tür: „Los, mach jetzt auf!"

„Ich kann aber nicht, Mutti!" rief der Kleine zurück.

„Wenn du jetzt nicht sofort herauskommst, dann setzt es eine Tracht Prügel, an die du noch lange denken sollst!"

Ich wollte gerade einwenden, daß sie dem Jungen doch sagen möge, wie er die Tür denn aufmachen solle. Da schnitt sie mir aber die Rede mit den Worten ab: „Ach, der Lümmel taugt auch zu gar nichts." Unterdessen fing der Kleine an, heftiger zu weinen. Die Mutter wurde um so ungeduldiger. „Wirst du nun endlich hören und tun, was ich dir sage? Höre doch endlich mit dem Plärren auf, das ist ja nicht auszuhalten. So drücke doch den Riegel zur Seite!"

„Es geht aber nicht!" antwortete der Kleine.

„So sagen Sie ihm doch wenigstens, wo der Riegel ist", wandte ich ein.

„Mach doch die Augen auf, Junge, kannst du ihn denn nicht sehen?" rief sie. „Unten am Schloß. Drücke den Riegel zurück, dann geht die Tür auf. Aber geschwind, sag ich dir, sonst verliere ich die Geduld."

„Ich kann nicht!" war die gleiche Antwort.

So geht das hin und her. Die Mutter schimpft, der Kleine weint. Die Drohungen der Mutter werden stärker, das Weinen des Jungen nimmt in gleichem Maße zu. Eine Nachbarin gesellt sich hinzu und fragt ruhig und bedacht, was dem kleinen Karlemann denn sei, er weine ja so herzzerbrechend.

„Was soll dem Schlingel schon sein", antwortet die Mutter böse, „er hat sich eingeschlossen und will jetzt trotz guten Zuredens den Riegel nicht zurückschieben. Stattdessen heult er, als stäke er am Spieße. Aber der soll mir nachher unter die Finger geraten, der Nichtsnutz, dem werde ich . . ."

Nun unterbrach ich die Mutter. „Karlemann, höre einmal: siehst du das Schloß an der Tür?"

Die fremde Stimme schien den Knaben zu beruhigen. „Ja", antwortete er leise.

„Sieh, Karlemann, unter dem Schloß ist doch ein Riegel. Zieh mal dran. Hast du ihn?"

„Nein", klang es ängstlich durch die Tür.

„Warte, du Bengel, das werde ich dir nachher ankreiden", schimpfte die Mutter wieder los.

Wieder begann der Kleine lauter zu weinen. Meine Versuche, die Frau zur Ruhe zu bringen, die mit ihren Drohungen den kleinen Mann in der Kammer immer konfuser machte, waren vergeblich. Während die Frau dem Kleinen neue Strafen in Aussicht stellte, war die Nachbarin still davongegangen. Schon nach wenigen Minuten kam sie mit einem älteren Mann in blauer Arbeitsbluse zurück. Es war der Schlossermeister von nebenan. Der sah sich das Schloß kurz an, dann huschte ein leises Lächeln über sein Gesicht.

„Wer hat denn den Schlosser gerufen?" fragte die Frau und schien empört zu sein. „Den bezahle ich nicht!"

Darauf die Nachbarin sehr ruhig und sehr beherrscht: „Den habe ich gebeten, liebe Frau Schröder, und seine Mühe bezahle ich schon."

Schwapp, sprang die Tür auf.

„Warum hast du den Riegel nicht zurückgeschoben?" fuhr die Frau den verschüchterten kleinen Mann an. Sie wollte ihn schon am Ohr zu sich ziehen, da sagte der Schlossermeister:

„Da fassen Sie sich mal lieber selber dran, liebe Frau, denn diese ganze Aufregung war umsonst. Gucken Sie sich das Schloß zuerst einmal richtig an, dann werden Sie wohl sehen, wer hier die Schuld hat. Das ist nämlich ein Schnappschloß, an dem überhaupt kein Riegel dran ist. Wo haben Sie denn den Schlüssel?"

„Kein Riegel dran . . .?" fragte die Frau verwundert.

Wirklich, es war gar kein Riegel dran. Die Tür war nur von außen zu öffnen.

Der kleine Karlemann sah verängstigt mit großen Augen von einem zum andern, bis ihm die Nachbarin über den Schopf fuhr: „Siehst du, Karlemann, jetzt ist die Tür aufgesperrt. Die Mutter hatte den Schlüssel wohl verlegt."

Der Mutter aber sah man an, wie schwer es ihr wurde, sich zu beherrschen. Am liebsten hätte sie den kleinen Mann noch gestraft, der sie hier vor allen Leuten so „blamiert" hatte.

Ja, was soll man dazu sagen?

Das „süße" Kind

Es ist Sonntag. Der Zug ist voll Menschen, die sich hinaussehnen aus den Mauern der Großstadt, um ein wenig „Luft zu schnappen".

Eine Familie steigt ein. Zuerst die Großeltern, dann ein kleines Mädelchen, dem man es ansieht, daß es der Mittelpunkt der Familie ist, und dann die Eltern. Für die Großeltern und die junge Frau sind Plätze schnell freigemacht. Die Kleine, sehr modisch angezogene Puppe steht einen Augenblick zwischen den Bänken; sie weiß noch nicht recht, wen sie mit der Ehre des Auf-dem-Schoß-sitzens beglücken soll. Da beginnen die Großeltern und die Mutter zu werben. Die Kleine scheint das gewohnt zu sein, denn hilflos läßt es die Redeflut der Erwachsenen über sich hinplätschern. Diesmal ist es die Großmutter, die „den Vogel abschießt"; sie hat vorsorgend ein Stückchen Schokolade mitgebracht. Die Augen des Kindes glänzen und mit einem Jauchzer stürzt sie sich in die geöffneten Arme der Großmutter. Auf den Gesichtern der Mutter und des Großvaters spiegelt sich deutlich die Enttäuschung ab, während in den Mienen der Großmutter ein sieghaftes Lächeln steht. Ja, die kleine, süße, allerliebste „Maus" hält zu ihr! Doch so schnell geben die ihr Spiel noch nicht verloren. Während die Kleine genießerisch die Schokolade schmatzt, locken sie mit Semmel, Kuchen und Bonbons.

Die Schokolade ist verzehrt; die Großmutter ist sichtlich enttäuscht, daß sie nicht mehr mitgenommen hat, um ihren Liebling zu halten. Halb ärgerlich, halb ängstlich legt sie die verarbeiteten Hände um das Kind, als müßte sie ihren Schatz vor Dieben sichern. Aber nun ist die Großmutter nicht mehr das begehrliche Objekt, nun strebt sie zur Mutter, die — schelmisch mit den Augen blinkend — ein Stück Kuchen in der Hand bereithält. Seufzend gibt die Großmutter das Kind frei. Jetzt ist die Mutter die Siegerin im Wettbewerb. Bald darauf der Großvater, der sich ihr Herz mit giftgrün aussehenden Drops „erobert".

Das wird dem Vater auf die Dauer zu dumm. Schließlich will er nicht vereinsamt dastehen, und so lockt er: „Sieh einmal, Mausi, was ich hier in der Tasche für dich habe und was es hier alles zu sehen gibt." Er zeigt aus dem Fenster. Sogleich läßt sich die Kleine vom Schoß des Großvaters gleiten und landet auf den Armen des Vaters.

Was er in der Tasche hat? Nun, ein paar Zigarettenbilder, die „Mausi" aber gar nicht interessieren. Und was es draußen zu sehen gibt? Für das Kind recht wenig, denn wir fahren durch einen herbstlichen Wald. Sie sucht ein paarmal vergeblich nach etwas, das ihr Kinderherz begeistern könnte, dann strebt sie hinab. Einen Augenblick scheint sie zu überlegen, auf wessen Schoß sie nun sitzen möchte, da beginnen die vier wieder von neuem um sie zu werben. Aber die Kleine ist offensichtlich müde. Sie möchte jetzt ihre Ruhe haben. Um so eifersüchtiger kämpfen die Erwachsenen um ihre Gunst. Schließlich ist es der Großmutter gelungen, sie mit einem rotbackigen Apfel auf ihren Schoß zu zerren. Der Großvater neckt sie mit der Dropsrolle. Nun aber geschieht etwas, das alle vier erstaunt sein läßt: das „süße Kind" nimmt die Bonbons und wirft sie auf die Erde. Ganz absichtlich, ganz bewußt. Und in ihrem Gesicht liegt etwas wie Trotz. Die vier Erwachsenen sind entsetzt, sind empört. Und sie sagen es dem Kinde mit ernsten Worten.

„Mausi" kennt das Wort „Notwehr" sicherlich noch nicht, aber sie handelte aus Notwehr, und sie hatte recht. Beim Aussteigen ist der Vorfall längst vergessen, denn alle vier werben wieder um die Gunst des Kindes. „Mausi" aber steht nachdenklich auf dem Bahnsteig. Sie kann sich offensichtlich noch nicht entscheiden.

Jutta bekommt Klavierstunden

Von Fritz Spieß
Aufnahmen: Schröder

Meine kleine Freundin Jutta ist ein sehr lebhaftes Kind von sechseinhalb Jahren. Ihr Mäulchen steht selten still; sie singt und trällert unaufhörlich, und da ihre Mutter Gymnastiklehrerin ist, wurde ihr ein außerordentlicher Bewegungsdrang sozusagen angeboren. Jutta ist zu jeder Tages- und Nachtzeit bereit, ihre neueste Schöpfung „Spitzentanz" vorzuführen, und einer ihrer Brüder hat mir anvertraut, daß er für ein paar höchst notwendige Tanzschuhe sparte. — Unsere Freundschaft besteht schon seit vier Jahren, und wenn wir uns auch nicht oft sahen, so stellte Jutta mit echt weiblichem Scharfblick doch stets sofort fest, ob ich meinen Sonntags- oder Alltagsanzug trug, ebenso entging es ihr einmal nicht, daß die „Höschen" meines ehemals guten blauen Anzuges inzwischen glänzend geworden waren.

Das ist also meine Freundin Jutta, und dieses Kind gilt es nun, in die Geheimnisse der Tonkunst einzuführen. Sie lernt zwar in der Schule einfache Liedchen auf ihrer Blockflöte blasen, aber ihr Ehrgeiz geht höher hinaus. Das elterliche, unbenutzt als Möbelstück dahintrauernde Klavier übt eine geheimnisvolle Anziehungskraft auf ihr Kinderherz aus. Aber wir lassen uns Zeit. Die Händchen sind ja noch so klein. Die Kräfte der Musik sind so gewaltig, daß sie, zu früh entfesselt, für ein mit solcher Phantasie begabtes Kind Gefahren in sich bergen. Man lernt Klavierspiel niemals ohne ernste Arbeit, und an diese muß sich Jutta erst gewöhnen. Nachdem die Schule den kleinen Menschen nun in ihren Pflichtenkreis gestellt hat — sie hat sich äußerst wichtig mit ihren „furchtbar vielen" Schulaufgaben! —, können wir es wagen.

Stolz überreicht mir Jutta die Dammsche Schule ihrer Mutter, die sie nie zu Ende spielte, weil Drill und wieder Drill die Lust zum Ueben sehr bald in lästigen Zwang verkehrte. Vielleicht ist das Buch auch darum noch so gut erhalten. Soll Jutta nun auch so „exerzieren" müssen, um am Ende diesen gleichen Damm mit ähnlichen Gefühlen, die ihre Mutter bewegen, als sie das vielgehaßte Buch hervorkramte, ihrem Kinde weiterzugeben? Versuchen wir es einmal „anders herum", denke ich. Darum muß Jutta nun zuerst eine arge Enttäuschung verwinden, denn es geht noch gar nicht gleich los mit dem „Damm". Wir können ja noch keine Noten lesen, also malen wir erst einmal eine ganze, zwei halbe und vier Viertelnoten auf ein Blatt Papier. Bei der ganzen Note schlagen wir die Hände fest zusammen, daß es ordentlich klatscht und tippen dazu viermal mit dem Fuß, wobei wir laut die Schritte zählen, bei den halben Noten nur zweimal, bei den Viertelnoten schlagen die Hände mit dem Fuß zugleich. Der Vater muß einen riesengroßen Bogen weißes Papier stiften, der eine Woche später von allen möglichen Gruppierungen von Notenköpfen wimmelt, die mit Hand und Fuß und lautem Zählen, sogar mit den großen Brüdern ausprobiert worden sind. — Nachdem wir nun die Hände ganz natürlich auf den Klavierdeckel gelegt haben, fühlen wir gegenseitig, wie schwer unsere Arme sind, wenn wir sie wirklich locker lassen, und wie vorwitzig sich die Finger anstellen, die gerade nicht wie Hämmerchen herunterfallen; aber wir werden ihnen das In-die-Luft-starren durch immer neues „Exerzieren" auf dem Klavierdeckel oder auf dem Tisch schon abgewöhnen. Juttas Vorschlag, auch die Schulbank in dieses Spiel einzuziehen, muß ich auf die Pause beschränken.

Nun kommt der große Augenblick, wo das Klavier und seine weißen und schwarzen Tasten freundlich grinsend entgegenbleckt. Wir suchen uns zunächst drei Töne aus, die sich mit den Namen C, E, G vorstellen. Wir finden sie immer wieder heraus, bald hoch, bald tief. Wir hören sie laut und drohend, wie schwere Schritte von Riesen, dann wieder zart und leise, wie tanzende Elfen. Nun treten wir ein in das Haus der Notenlinken. Es ist ein Riesengebäude mit fünf Stockwerken, Zwischengeschossen, Dach und Keller. Man kann sich leicht darin verlaufen, doch unsere drei Bekannten C, E, G finden wir gar bald heraus und merken uns auch ganz leicht, daß der Herr C vom Kellergeschoß eine viel tiefere Stimme hat, als der vom Zwischengeschoß dreiviertel.

Der Vater hat stöhnend einen zweiten schönen Bogen opfern müssen, denn nun haben wir mit Rotstift unser Notenhaus „gemalt". Dann haben wir allen Gruppierungen von einer ganzen, zwei halben und vier Viertelnoten unseres ersten Bogens eine Wohnung angewiesen und am Klavier probiert, daß jeder auch dort wohnt, wo er hingehört. Zuerst brachten wir natürlich unsere Freunde C, E und G unter, das versteht sich ja, später wurden allmählich alle Wohnungen vermietet, und lange wird es nicht mehr dauern, dann werden wir oben und unten anbauen müssen.

Nun kennen wir unsere Hausbewohner schon viel besser und fanden sie gleich auf den ersten Seiten unseres „Damm" wieder. Wir versuchten sogar, die aus den anderen Zimmern an der Stimme zu erkennen. Wenn unser alter Bekannter C aus dem Keller zuerst spricht, ist das gar nicht schwer.

Ein feines Spiel hat uns der „Damm" dann gebracht. Wir fanden, daß die Notenköpfe mancher Stücke wie die Berg- und Talbahn auf der Strauchwiese immer herauf- und herunterfuhren. Da haben wir unsere Finger einsteigen lassen, aufgepaßt, daß sie sich nicht hinauslehnten, und sind unzählige Male, erst ganz langsam, dann schneller und immer schneller und wieder langsam mitgefahren, bis wir uns sagten, daß wir nun kein Geld mehr für diese lustige Fahrt hätten.

Unseren ersten weißen Bogen mit den Tönen C, E, G haben wir dann auch gespielt, und wir waren ganz erstaunt, wie schön das klang. Es waren lauter Trompetensignale, zu denen wir der linken Hand zuerst eine tiefe Trommel (C/G) im Viertelschritt — später zwei, eine tiefe C- und eine hellere G-Trommel in Achtelbewegung nacheinander — zu spielen gaben. Der Fuß brauchte gar nicht mehr mitzuzählen; und als nun das Pedal aufrauschte, war es überhaupt „ganz groß"! — Aber dies tun wir nicht oft. Wenn dann unsere Berg- und Talbahn ohne jede Maschinenstörung läuft, weiß Jutta, daß ich ihr am Schluß der Stunde eine Geschichte erzähle. Die Hexe, die darin „schurcht", spielt dann immer eine wichtige Rolle, und nicht zu vergessen die frechen Spatzen, die oft wie toll schimpfen und spektakeln.

Glaubt ihr, daß Jutta auch einmal im „Damm" steckenbleiben wird?

Verpflanzte Menschen

Roman von Christine Holstein

27. Fortsetzung.

Der Junge wurde am Eingang von einem riesigen, schwarzen Neger in Empfang genommen, der wegen Alkoholschmuggels schon jahrelang saß und in diesem Raum die Oberaufsicht hatte. Der Neger packte ihn an der Schulter und schleuderte ihn in eine Ecke, daß es nur so krachte. Hier befand er sich nun in einem großen, hohen, gewölbten Raum, der oben zwei runde Fenster hatte, und in dem etwa dreißig Männer, meist Neger und Mulatten, untergebracht waren. Mörder, Schwerverbrecher, Diebe, Schmuggler, Geldfälscher, solche, die von der Insel Ilia dos Porcos kamen, um entlassen zu werden und solche, die dahin befördert werden sollten. Mehrere waren lungenkrank; sie lagen in den Ecken und röchelten, und ihre Decken waren übersät von kleinen, weißen, ekelhaften Tierchen; einer von ihnen lag in den letzten Zügen. Die anderen Sträflinge trieben unzüchtige Handlungen. Das war das Furchtbarste, daß alle diese Männer homosexuell waren. Sie näherten sich dem Jungen in der widerlichsten Weise, er wußte nicht, wie er sich wehren sollte. Er stieß mit Händen und Füßen um sich, kratzte und biß und schlug ihnen ins Gesicht. Er sprang ans Gitter und richtete seine weitaufgerissenen blauen Augen hilfeflehend auf die davor auf- und abpatrouillierenden Posten, aber sie lachten nur und belustigten sich über die Vorgänge im Gefängnis. „Mutter! Mutter!" rief er in seinem Innern und: „Lieber Gott, bring mich hier lebendig raus."

Inzwischen war der eine Mann gestorben und wurde fortgeschafft; ein Sträfling wurde neu eingeliefert. Der riesenhafte Neger empfing ihn mit Faustschlägen rechts und links, daß ihm das Blut aus Mund und Nase schoß und er bewußtlos zusammenbrach. Helmut hatte in Verteidigungsstellung am Gitter Posten gefaßt, dessen Eisenstäbe er umklammert hielt. Durch das eine Fenster konnte er auf einen grünen Hügel sehen, von dem ein katholisches Krankenhaus mit einem Turm aufragte, das in großen Buchstaben die Inschrift „Casa Santa" trug. Auch die große, runde Turmuhr konnte er deutlich erkennen. Er suchte immer mit seinen Blicken die Uhr, aber der Zeiger wollte und wollte nicht weiterrücken. Manchmal nahm er sich vor, einmal lange, lange nicht hinzuschauen, aber wenn er dann nach einer Zeit, die ihm wie eine Ewigkeit vorkam, wieder hinblickte, waren erst wenige Minuten vergangen; eine Minute war hier wie ein Jahr, so endlos schlich sie dahin. Endlich wurde es Nacht, an Schlafen war nicht zu denken, dann kam wieder der Morgen und ein höllischer Tag und wieder die Nacht.. Nun wußte er gar nicht mehr, wie lange er eigentlich schon hier war, und das Blut gerann ihm bei dem Gedanken, wie lange sie ihn wohl hier eingesperrt halten würden und ob sie ihn überhaupt wieder herausließen... Kein Mensch würde wissen, wo er geblieben war.

Aber es kam ein Morgen, da wurde die Gefängnistür aufgemacht und sein Name gerufen, und er wurde entlassen. Es waren erst fünf Tage vergangen, er konnte es gar nicht glauben. Da stand er nun und war frei und sah den blauen Himmel über sich, es war ihm wie ein Wunder. Er mußte sich erst einmal auf eine Bank setzen. Lange, lange saß er so, ehe er langsam zu sich selber kam. Aber das Gefängnis zu Santos war von nun an seine grauenvollste Erinnerung.

Die Sonne stand nun schon hoch. Helmut Rohde raffte sich auf und überlegte, was nun zu tun sei. Er fühlte sich wie zerschlagen und war entsetzlich hungrig. Es schien ihm das beste, zum Deutschen Konsulat zu gehen und sich dort Rat zu holen. Auf dem Konsulat gab man ihm einen Gutschein, auf welchen hin er einige Tage freie Unterkunft in dem Deutschen Seemannsheim erhielt. In dem Heim wohnte ständig eine Familie, Herbergsvater und Herbergsmutter mit ihrem Töchterchen; der Mann, ein Afrika-Deutscher, hatte am Deutschen Konsulat eine Stellung. Das Deutsche Seemannsheim war ein zwelstöckiges Haus mit einer offenen Veranda und einem großen luftigen Schlafsaal. Die Betten hatten Strohsäcke mit einem kleinen Kopfstrohsack und zwei Decken, die morgens zusammengelegt werden mußten, auch gehörte es zu den Obliegenheiten der Insassen, den Fußboden sauber zu fegen. Zu Mittag gab es einen kräftigen Eintopf.

Helmut Rohde atmete auf. Gott sei Dank! Nun konnte er sich doch wieder einmal anständig sattessen und auf einem reinlichen Lager die müden Knochen ausstrecken und schlafen, schlafen . . .

In den nächsten Tagen lief er wieder vergebens in der Stadt nach Arbeit herum, bis es ihm zuletzt gelang, in dem Vorort Santa Maria bei einem Bäcker für Kost und Logis unterzukommen. Nun lernte er also auch das Bäckerhandwerk kennen. Es waren fünf Gesellen und ein Konditor hier beschäftigt. Seine feste Arbeit bestand darin, täglich zweiunddreißig Kuchenbleche sauber zu machen und einzufetten und frühmorgens mit dem Gesellen in der Umgebung von Santos Brot auszutragen; er half aber auch sonst, wo er konnte.

Von Vormittag zehn Uhr bis Nachmittag vier Uhr war stille Zeit, da schliefen die Gesellen meistens, und er war mit dem Konditor allein in der Backstube. Der Konditor arbeitete in dieser Zeit und heizte langsam den Ofen an, damit er für empfindliche Backwaren verschiedene und milde Temperaturen zur Verfügung hatte. Helmut half ihm dabei und sah mit Vergnügen der Kunstfertigkeit des Konditors zu. Besonders interessant war es, wenn er Torten für ein Hochzeitsgedeck zu garnieren hatte; diese bunte, appetitliche Arbeit kam dem Jungen lustig vor, er durfte sogar hie und da selber die Crèmespritze führen, und der Konditor klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter und sagte: „Du machst dies gut, du kannst noch ein tüchtiger Fachmann werden." Gegen vier Uhr kam dann ein Geselle, mit dem zusammen er Wasser und Mehl in die Rührtrommel goß und das Rührwerk bediente. Wenn das fertig war, kamen sämtliche Gesellen, und jetzt wurden Brote und Brötchen geformt, besonders die Brötchen erforderten große Geschicklichkeit. Einer hob den Teig aus der Trommel, rollte eine lange Wurst, schnitt kleine Stücke davon, wog sie ab, und überließ den anderen Gesellen die weitere Verarbeitung. Und nun ging ein Walzen und Knallen los. Die Gesellen bearbeiteten die Teigstücke mit beiden Händen, zogen und zerrten sie, hoben sie hoch und ließen sie durch die Luft sausen, daß es knallte, und je lauter es knallte, desto besser war der Geselle. Dann wurden die dünnen ovalen Teigstücke in einer bestimmten Art zusammengerollt, wobei Helmut half und es darin zu einer ziemlichen Fertigkeit brachte. Zuletzt wurden die Brötchen in der Backstube aufgestellt und mit einem Tuch zugedeckt, um mindestens drei Stunden zu gehen. Inzwischen war es zehn Uhr nachts geworden, und wer wollte, konnte jetzt ein paar Stunden schlafen, aber die Gesellen gingen meistens nach Santos ins Kino, und einmal nahmen sie auch Helmut mit, der dort den ersten Tonfilm sah, einen amerikanischen Trickfilm von einem großen Magier.

Um ein Uhr kamen dann zwei Gesellen, um Brot und Brötchen in den Backofen zu schieben, dann konnten sie wieder zwei Stunden schlafen, bis das Brot fertig war. Nur einer mußte am Ofen sitzenbleiben, der spielte dann meistens Gitarre oder Ziehharmonika. Neben dem Ofen stand immer ein Kessel heißer, sehr starker Kaffee. Frühmorgens, wenn es noch ganz dunkel und empfindlich kühl war, eine Tasse Kaffee und dazu ein eben abgekühltes Brötchen, etwas Schöneres gab es nicht.

Um drei Uhr morgens setzte dann der richtige Betrieb ein. Die Gesellen erschienen mit ihren Körben, und nun wurde das Brot aus dem Backofen gezogen. Außer einem Gesellen und dem Konditor war um fünf Uhr alles unterwegs. Der Geselle, dem Helmut beim Brotaustragen half, war ein Spanier aus Andalusien. „Benjamin vai com o alemaosino", sagten sie. (Benjamin geht mit dem kleinen Deutschen.) Die Bäckerei hatte ein Gespann, einen zweiräderigen, geschlossenen Wagen mit einem Pferd. Dieser Wagen fuhr nach Santos und nahm die Brotausträger ein paar Kilometer mit.

Santos, eine ziemlich staubige Stadt, mit vorwiegend flachen Dächern, Ziegel-, Schiefer-, Wellblechdächern, mit Mühlen, Kafferöstereien und großen Lagerräumen für Kaffee und Getreide, wirkte durch die bergige Umgebung malerisch. Helmut und Benjamin wurden immer am Fuße eines Berges abgesetzt, dem Ausläufer eines kleineren Gebirges, das sich von Santos schräg landeinwärts zog. Der ganze Berg war bewohnt. (Fortsetzung folgt.)

Aber sein letztes Rätsel hatte der fröhlichen Sieben so gut gefallen, daß sie aus sieben Schnäbeln zugleich in schnatterndem Durcheinander rief: „Noch eins, Onkel Moritz! Aller guten Dinge sind acht! Bitte Rätsel Nummer acht!“

Onkel Moritz ließ sich erweichen. „Ruhe denn! Hände und Ohren im Gleichtakt achtmal wechselt! Aufgepaßt: Eins — zwei! Eins — zwei! Eins — zwei! Eins — zwei! — Fein! fein! Bravo!

Zum Schluß kommt Rätsel Nummer acht,
und wer's nicht löst, wird ausgelacht. —

Also hört:

Warum willst du von mir weichen,
mich verlassen?
Nimmermehr —
niemals werd ich lassen dich.

Auch dieser Satz soll, ohne etwas auszulassen oder hinzuzufügen, in Reimform gebracht werden.“

Das gab natürlich wieder ein Ueberlegen und Kopfzerbrechen; doch am Ende mußte Onkel Moritz abermals sich erbarmen und die Lösung geben. Sie lautete folgendermaßen:

„Warum willst du von mir weichen,
mich verlassen, Fragezeichen?
Nimmermehr, Gedankenstrich,
niemals werd ich lassen dich.“

Darauf warf er eine Handvoll Bonbons auf den Tisch, hopste wie ein Känguruh eiligst zur Tür und rief im Verschwinden den sich um die Bonbons Raufenden zu: „Ueber das Kreidegeschmier setzt euch mit Mutter auseinander! Ich mache mich aus dem Staub!“

„Hier wächst . . .“

Hans war aus der Großstadt. Und heute war er das erstemal auf dem Lande. Das hatte die NSV getan. Was gab es da alles auf dem Gutshofe zu sehen! So viel Tiere! Am liebsten wäre er gar nicht aus den Ställen herausgekommen. Peter, sein neuer Freund, der Sohn vom Erbhof, freute sich, dem Hans alles erklären zu können.

„Du, Hans, guck mal! Hier wachsen unsere Strümpfe“, sagte er schmunzelnd, als sie gerade im Schafstall standen. „Wo?“ fragte erstaunt der Hans. „Aber, Hans, du weißt doch, daß die Schafe Wolle liefern, nicht wahr?“ — „Und da wachsen schon deine Militärstiefel“, scherzte Liesl, als sie im Kuhstall standen. Hans protestierte: „Stiefel kommen aus den Schuhfabriken.“ — „Und wir liefern ihnen das Leder“, setzte Peter hinzu. Richtig — rindslederne Stiefel!

Langsam gingen sie den Feldweg entlang. „Da wächst Benzin“ — Peter wollte wieder ein Rätsel aufgeben. Aber diesmal schurrte Hans los: „Zu rund drei Vierteln der deutschen Spirituserzeugung werden Kartoffeln verwendet. Rund 60 Prozent davon werden dem Treibstoff beigegeben. Der Rest findet als Brennspiritus, Trinkbranntwein, Essig und Medizin Verwendung.“ — Liesl gab ihnen aber doch ein Rätsel: „Hier wächst Pudding, Sago, Stärke, Zucker und Bonbonsyrup.“ — „Was? Wo?“ fragten beide Jungen. „Na, ihr Benzinkutscher, auch in der Kartoffel!“ rief sie, „wißt ihr denn nicht, daß zum Beispiel erfrorene Kartoffeln süß schmecken?“ — „Wir bauen auch eigenen Kaffee an“, sagte sie, als die drei vorm Gerstenfeld stand. Hans lächelte: „Ist doch bei uns viel zu kalt! Und Bohnenkaffee ist nicht mal gesund. Da trinke ich lieber . . .“ Gerstenkaffee, wollte er sagen und merkte, daß die beiden ihn beinahe wieder stutzig gemacht hätten. Vor ihm wuchs nämlich — Gerste! — „Wunderschön blau sieht das Feld aus!“ rief Hans. Liesl klatschte in die Hände: „Das kennst du nicht? Das werden doch unsere Hemden, unsere Bettwäsche! Und außerdem backen wir darin unsere Kartoffelpuffer!“ Da wußte Hans, daß sie an einem Flachsfeld standen. „Kein Zentimeter Stengellänge darf verlorengehen. Wir mähen deshalb das Flachsfeld nicht. Die reifen Pflanzen werden gerauft. Das ist eine mühsame Arbeit! Die Samen geben das Leinöl (für den Kartoffelpuffer) und den Leinkuchen für das Vieh“, erklärte Peter. —

Nun wußte Hans etwas Neues: „Soviel Buchenholz wollt ihr im Winter verfeuern? Aber das geht doch nicht! Unsere Rohstofflage verträgt es doch nicht mehr, daß wir ein so hochwertiges Holz verfeuern. Aus dem Berg Holz, der vielleicht 10 RM. kostet, machen unsere Fabriken für 300 RM. Zellwolle! Das geschieht in den Zellulosefabriken durch Kochen von daumenstarken Holzspänen in saurer Kalziumsulfitlauge unter hohem Druck.“ Da waren Peter und Liesl platt. „300 RM. verkacheln wir?“ Das mußten sie gleich Vater erzählen. — Dann kamen sie zum Brotlieferanten. (Kennst du ihn?) „Dort drüben wachsen die Haferflocken“, sagte Liesl. Aber das war leicht zu erraten, das konnte nur das Haferfeld sein. — „Graupen wachsen auch bei uns, Hans“, sagte Peter. Da wußte aber Hans wirklich nicht, woher die kamen. „Einfache Sache“, meinte der Bauernsohn, „das sind doch enthülste Gerstenkörner, auch Weizen nimmt man dazu.“ „Und Gries?“ wollte Liesl weiter fragen. Aber Hans wußte, daß der vom Weizen kam. —

Kinderwarte

Ein lustiges Rätselraten

„Hurra! Onkel Moritz kommt zu Besuch!“ So riefen in heller Freude Eduard, Adolf, Johann, Marie, Sophie, Minna und Ferdinand, die ganze „Rackerbande“, wie Vater und Mutter Timpe ihre Buben und Mädel mit Vorliebe nannten. Sie waren wirkliche Racker, eine so übermütige und ausgelassene „Sieben“, daß von ihrem Toben das Haus und die weite Nachbarschaft häufig widerhallte.

Heute ging es besonders hoch her. Onkel Moritz, der lustigste aller Onkel der ganzen Welt, war eingetroffen und hatte die wilde Sieben total aus Rand und Band gebracht. Ringkämpfe, Boxen, Huckepack und das beliebte Räuber- und Gendarmspiel durch Stuben, Küche, Speicher, Keller und Garten hatten mit Hallo und Joho den ganzen Nachmittag ausgefüllt. Am Abend kamen sodann in der großen Stube allerlei Neck- und Schattenspiele und schließlich das ulkige Rätselraten an die Reihe.

Auf Onkel Moritzens Kommando mußten alle der Größe nach um den Tisch antreten, dreimal links, dreimal rechts herummarschieren und dabei im Chor mitsprechen:

„Ete, Ate, Jan, Marie,
Zöffchen, Minna, Nante,
schurrdiburr, mäckmäck, hihi,
ri — ru — re — ro — rante.“

Nein, gab das ein Hallo! Als ob die Hölle losgelassen wäre.

„Rackerbande!“ rief Onkel Moritz, dessen Schmerbauch vor Vergnügen Polka hüpfte, endlich in den Tumult hinein. „Ruhe jetzt! Selbst das Ohrenwackeln ist zu unterlassen!“ Dann sprach er eine geheimnisvolle Formel:

„Hokus, pokus, malokus!
Kappus mit Speckus for Mundus! —

Setzt euch! Buben rechte Hand ans linke, Mädel linke Hand ans rechte Ohr! Mund zu und Horcher auf! Achtung, was gespielt wird!

Beim trauten Licht des Lampenscheins
bring ich das Rätsel Nummer eins:

Was denkt Gevatter Storch, wenn er einen toten Frosch sieht?“

Das war nun eine knifflige Sache; zu schwer fast für den Anfang. Aber die richtige Lösung wußten dennoch schließlich alle, das heißt, nachdem Onkel Moritz sie ihnen verraten hatte.

„Der Storch denkt: Nanu, so was lebt nicht mehr.“ —

Das sprach Onkel Moritz so drollig und wackelte dabei dermaßen mit den Ohren, daß alle im Chor losbrüllten und nicht mehr ruhig auf ihren Plätzen sitzen konnten.

„Kompanie, stillgesessen!“ kommandierte darauf Onkel Moritz. „Hände und Ohren wechselt um!

Anjetzo kommt das Rätsel zwei
Vom Meister Lampe an die Reih':

Weshalb läuft der Hase über den Berg?“

„Weil er zum Fahren in einem Auto kein Geld hat“, riet Ate und glaubte, damit den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben. Aber er hatte doch daneben geraten; denn die richtige Lösung lautete: Weil er nicht hindurchlaufen kann. —

„Gleich — sollst übrigens Schofför in Hasenkohlbergfeldheimwaldtalhügelhausen werden, Ate — gleich noch ein weiteres Rätsel über Freund Löffelmann“, fuhr Onkel Moritz fort und setzte seine pfiffigste Miene auf, wobei ihm die Nase wie eine Pellkartoffel mitten ins Gesicht und die polierte Glatze bis in den Nacken rutschte.

„Wann läuft der Hase über lauter Löcher?“

Das war nun schon so schwer zu erraten, daß die Denkspindeln der grübelnden Sieben ordentlich zu knacken begannen. Und dennoch kam niemand zu der richtigen Lösung.

„Hab's mir doch gleich gedacht“, sagte Onkel Moritz, „daß euer Ratverstand lendenlahm hinter Freund Löffelmann dreinhinken würde. Ich werde euch die Lösung geben: Wenn er über das Stoppelfeld läuft. — Haha, da staunt die Welt und Timpes böse



Wer kennt diese beiden Lieder?

Sieben! Nicht wahr? — Die Stoppeln sind doch hohl. Stimmt's?"

„Ja, es stimmt! Weiter, Onkel Moritz! Nummer drei!" so rief die fröhliche Sieben. Nur Sophie schien nicht recht bei der Sache zu sein. Plötzlich platzte sie heraus: „Onkel Moritz, wann geht morgen dein Zug?"

Onkel Moritz schnitt eine Fratze, als ob er Essig getrunken hätte. Dann antwortete er und ließ dabei seine kugeligen Augen wie Billardbälle rollen: „Aber ich bitte sehr, Mamsell Zöffchen, der Zug g e h t überhaupt nicht, der f ä h r t." Worauf Minna mit dem trockendsten Gesicht von der Welt erwiderte: „Es heißt doch nicht d e r Pferd, sondern d a s Pferd."

Nun saß der Allerweltsonkel aber in der Patsche, und über seinen Hereinfall erhob sich ein unbändiges Gelächter. Ete schlug sich klatschend auf die Schenkel. Ate und Jan prusteten los, als ob sie eine Pfefferprise geschluckt hätten, und auch die übrigen wollten sich ausschütten vor Lachen.

„Ruhe, ihr Bolde und Lausbuben!" donnerte Onkel Moritz darein. „Ich, Rätselkönig Moritz der Einzige, Großfürst aller Fürsten aller Bereiche des Rätsellandes und seiner angrenzenden Provinzen, befehle Ruhe! Wir kommen nunmehr zu einem von meinem ersten Hofrätselkammerminister Schwuppdiwuppski patentierten Kunststück. Wer es auszuführen vermag, erhält zehn Pfennig in die Rackerklubsparzentralkasse.

> Hochedle Leut, wo stehen wir?
> möcht höflichst ich euch fragen.
> Ach so! Hmhm! bei Rätsel vier.
> Dem gehn wir an den Kragen.

Wer von euch vermag sich in einem runden Zimmer in eine Ecke zu setzen?"

„Schwindel! Schwindel! Fauler Zauber!" riefen allsogleich die Buben und Mädel im lautesten Durcheinander. „Ist gar nicht möglich! Ausgeschlossen! Nun will er uns verulken! Glaubt ihm nicht!" So ging es eine geraume Weile, und Onkel Moritz hatte die größte Mühe, die Ruhe wieder herzustellen.

„Aufgepaßt also, ihr ungläubigen Krawallbienen! — Hier", er zeichnete mit einem Stück Kreide mitten auf den Fußboden einen großen Kreis, „hier ist das runde Zimmer." Darein schrieb er mit fußhohen Buchstaben das Wort „E c k e" und setzte sich quietschvergnügt hinein. —

„O du Schlauberger!" meinten nunmehr alle, „wer hat auch daran gedacht!"

„Ich!" feixte Onkel Moritz und steckte — hokus, pokus, verschwindibus! — den ausgelobten Zehner lachend wieder ein. „Aber nun kommt zur Abwechslung etwas ganz Leichtes, das Rätsel Nummer fünf:

Welche beiden Märchen sind gemeint?

> **Frische Fische, gebacken und gebraten,**
> **vorn und hinten krumm geraten. —**

Wie wird das mit drei Buchstaben geschrieben?" —

„Geht nicht! Ist nicht möglich! Da steckt wieder eine Fopperei dahinter! Onkel Moritz, du bist ein richtiger Betupper!" riefen die Geschwister ihm entrüstet zu und dachten schon gar nicht mehr über die Lösung nach.

> „Betupper hin, Betupper her,
> ich wüßte nichts, das leichter wär",

versicherte schmunzelnd Onkel Moritz, nahm die Kreide zur Hand und schrieb mit großen Lettern auf den Fußboden d a s. „Drei Buchstaben: d — a — s." —

Da machten alle verdutzte Gesichter, und Minna machte dem Onkel ein Kompliment: „Onkel Moritz, setze dich obenan!"

„Und du, Minna, setz dich, von unten angefangen, auf den zweitletzten Platz! Wohin also?"

„Gleich neben dich!"

„Stimmt, Minna! Nun aber wirklich etwas, das ein Spatzenhirn im Schlaf erraten kann.

> Sollt's der Timpebrut belieben,
> bring ich jetzo Rätsel sieben,
> sieben, oder eins und sechs.
> Ri — ro — ratet, Tintenklecks."

„Sechs!" korrigierte ihn Ate und hatte seine helle Freude, den zehnmalgescheiten Onkel Moritz eines Irrtums zeihen zu können.

„Aetsch! Daneben! Sieben, du Schlaumichel! Nummer sechs hat Minna erraten. Also sieben:

> Der Jäger schießt, ob fern, ob nah,
> den Rehbock. —

Sprecht's alle zusammen nach! — Halt! halt! halt! Das geht ja wie auf Socken und Krücken! Besser! Muntrer! Also jetzt!"

> „Der Jäger schießt, ob fern, ob nah,
> den Rehbock."

„So, das läßt sich hören. Und nun zur Sache! **Wie wird dieser Satz, ohne etwas auszulassen oder hinzuzufügen, in Reimform gebracht?** Dichter und Dichterinnen zum edlen Wettstreit vor!

O weh! Habe ich es mir doch wieder gedacht! Kein Dichter mehr im ganzen Land! So will ich es euch denn verraten:

> Der Jäger schießt, ob fern, ob nah,
> den R—e—h—b—o—c—k."

Das war den Timpebuben und -mädchen natürlich ein rechter Spaß, und sogleich plapperten sie im Chor nach:

> „Der Jäger schießt, ob fern, ob nah,
> den R—e—h—b—o—c—k."

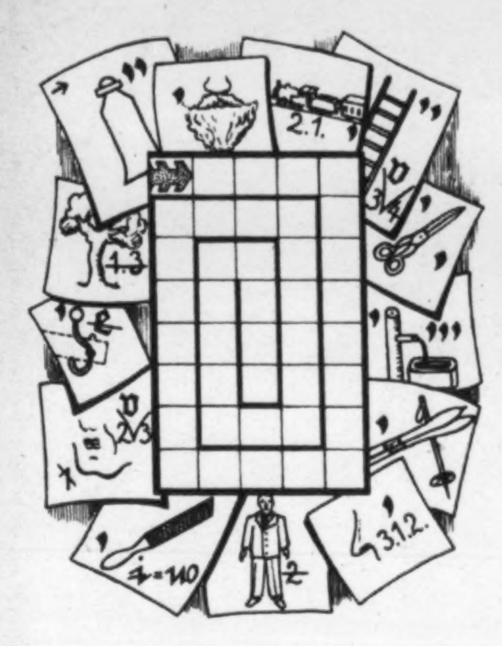
„Hat geklappt! Schluß für heute! Auf Wiedersehn!"

Damit wollte Onkel Moritz entwischen.

Kurzweil am Feierabend

Bilder-Schnecken-Rätsel

(Nachahmung verboten)



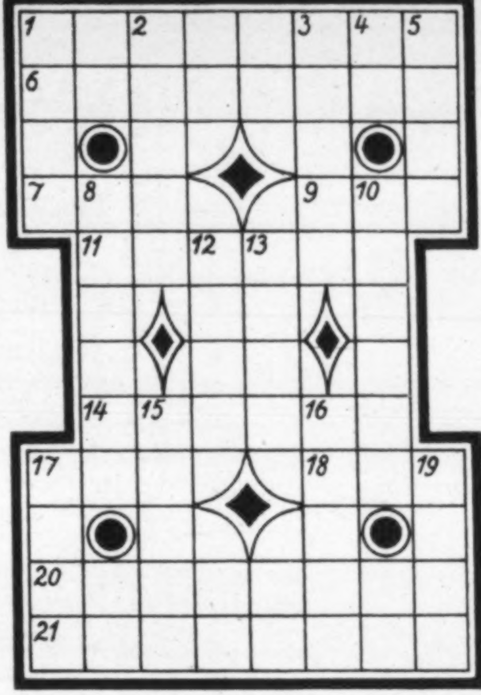
Zuerst sind die Bilder zu erraten. Mit dem Bild in der linken oberen Ecke ist zu beginnen und im Sinne der Uhrzeigerbewegung fortzufahren. Das Ergebnis ist buchstabenweise in die Figur von außen nach innen einzutragen. In umgekehrter Reihenfolge, von innen nach außen gelesen, ergeben die Buchstaben ein Wort von Wilhelm von Humboldt. (ch = ein Buchstabe.)

Rösselsprung



			weht			
	ei-	wind	führt	küh-	es	
be	dich	der-	gen	fei-	die	nen
dein	karl	hin	den	die	ler	gen
er	sel-	ist	stie-	wo-	und	wahl

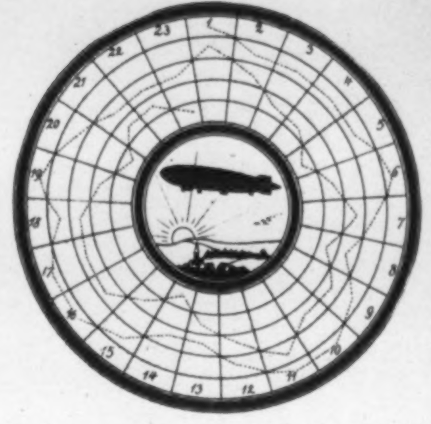
Kreuzwort-Rätsel



Waagerecht: 1. Gott der germanischen Sage, 3. Truppenlager im Freien, 6. Preßkohle, 10. Stadt in Belgien, 12. Körperteil, 14. Papstname, 15. weiblicher Vorname, 16. Verwandter, 17. Stadt in Italien, 18. Gewicht, 20. Lebensbund, 23. Teil einer Blüte, 25. immergüner Nadelbaum, 26. männlicher Vorname.

Senkrecht: 1. Nebenfluß der Oder, 2. Körperteil, 4. Nebenfluß des Mains, 5. Längenmaß, 7. Haustier, 8. heimlicher Kundschafter, 9. Küchengerät, 11. Bergweide, 12. flüssiges Fett, 13. Farbe, 14. dem Winde abgewandte Schiffsseite, 19. Flüssigkeitsmaß, 21. Mutter der Nibelungenkönige, 22. Getränk, 24. Fürwort. (ö = oe.)

Kreis-Rätsel



Waagerecht: 1. Erinnerungsstück, 6. Teilgebiet der spanischen Kolonie Westsahara, 7. Verwandter, 9. Beteuerung, 11. Schweizer Kanton, 14. Gleichwort für „inner, innerlich", 17. südafrikanische Antilope, 18. türkischer Titel, 20. sächsische Stadt, 21. Fluß in Pommern.

Senkrecht: 1. männlicher Vorname, 2. deutscher Strom, 3. Nebenfluß des Neckars, 4. Fürwort, 5. Himmelsrichtung, 8. Edelmetall, 10. Vereinigung von Gewerbetreibenden, 12. Wohnung der Wandervölker, 13. altes Längenmaß, 15. Teigware, 16. Grasfläche, 17. schädlicher Stoff, 19. Organ. (ch = ein Buchstabe.)

Silben-Rätsel

Aus den Silben:

al — an — bar — ben — bon — bri — brik — de — de — der — deß — dort — dree — e — e — fa — ga — hel — holz — il — ka — kel — ko — ky — le — le — lis — lu — mund — ney — ni — nor — o — on — ra — ra — sa — si — tin — tuch — ve — zar

sind 14 Wörter zu bilden. Die ersten Buchstaben von oben nach unten und die vierten Buchstaben von unten nach oben nennen eine beachtenswerte Erkenntnis. (ch = 2 Buchstaben.)

Bedeutung der Wörter: 1. Weissagungsstätte, 2. mittelalterliche Waffe, 3. Nervengift, 4. Zögling, 5. europäische Hauptstadt, 6. Palast, 7. Nordseeinsel, 8. westfälische Stadt, 9. deutscher Erdkundler, 10. österreichischer Feldherr, 11. Truppenabteilung, 12. Holzart, 13. Einbildung, 14. gewerbliches Unternehmen.

Rätsel-Auflösungen aus Heft 21

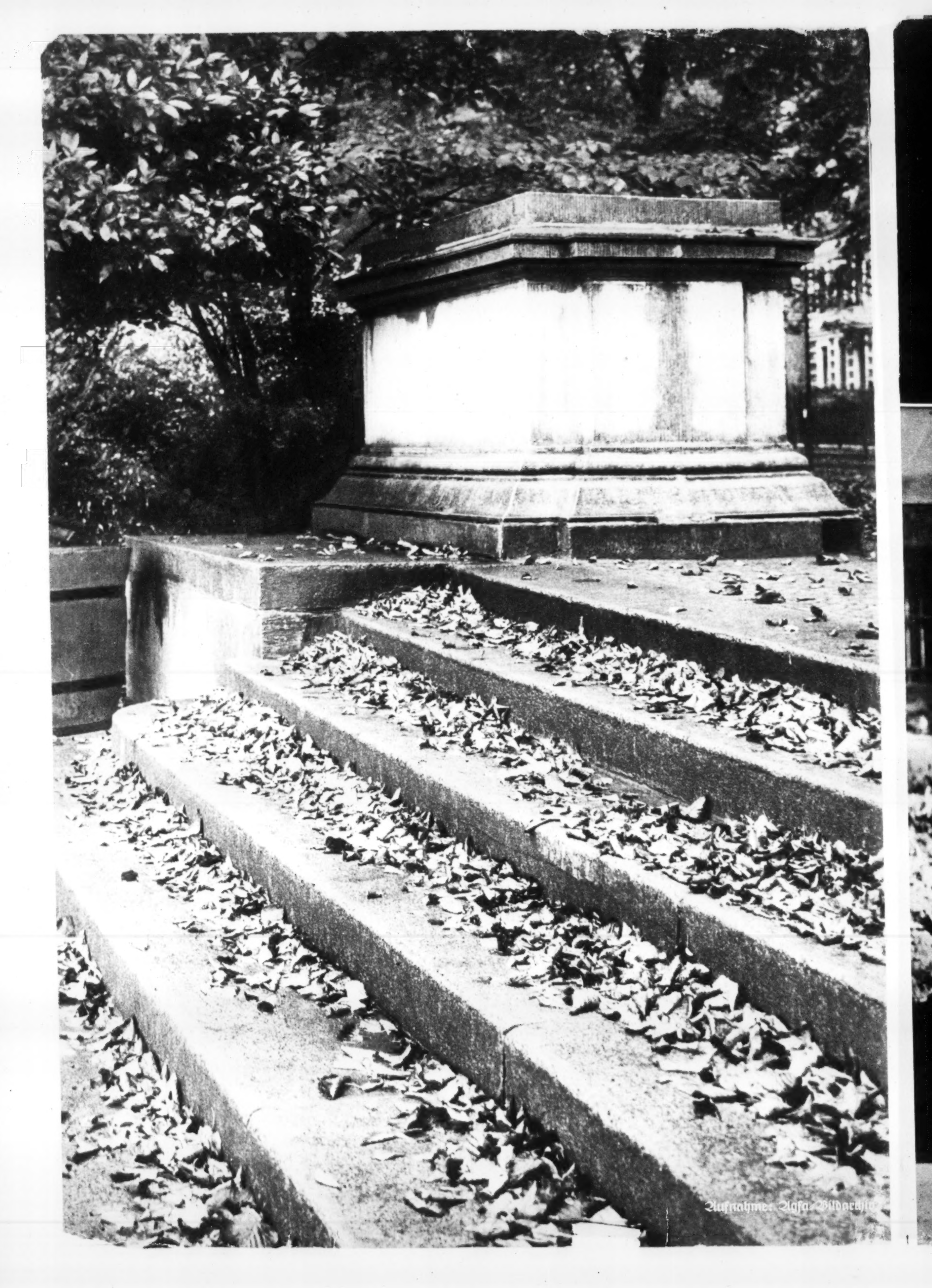
Bilderrätsel. Morgenstund hat Gold im Mund.

Silbenrätsel. 1. Diemel, 2. Iswolski, 3. Eminenz, 4. Zurechnungsfähigkeit, 5. Endivie, 6. Indigo, 7. Triberg, 8. Brenner, 9. Rosenkohl, 10. Isar, 11. Nichtangriffspakt, 12. Gleichgewicht, 13. Tarnowitz, 14. Riesling, 15. Arizona, 16. Tafel, 17. Steuerbord, 18. Innung. — Die Zeit bringt Rat, sie wird die Sache reifen.

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18

Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow

Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Anzeigenverwaltung, Hamburg 36 Ausgabe, Fernruf 321781, Postscheckkonto: Hamburg 13475. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Albert John, Hamburg 1, Alsterdamm 26. Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2.


Aufnahme: Agfa-Bildarchiv